12/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

NATIONALES JUGENDFESTIVAL DER DDR
35 JAHRE DDR

Begegnungen mit Kim Il Sung

FW-Bericht vom bedeutsamen Freundschaftsbesuch

Jagd auf den Rekord

Heike Dautes weite Sprünge

In Berlin dabei

Vor dem Festival bei FDJlern im Ostseebezirk

★ Inhalt

Bildbericht
Kim Il Sung in unserer Republik **Seite 2**

Nachrichtenmagazin **Seite 6**

Jugend
Zehn DDR-Absolventen sowjetischer Hochschulen und ihre Pläne **Seite 10**

Tourismus-Ratgeber **Seite 16**

Expeditionsreport
Die größte Eule der Welt **Seite 18**

Wissenschaft
Prof. Igor Glebow und sein Kryogenerator **Seite 22**

FW-Serie
Sergej Tulpanow: Begegnung mit Otto Grotewohl **Seite 26**

Geschichte
Im Rückspiegel. Erinnerungen an das Jahr der DDR-Gründung **Seite 28**

Musik
Der Zauber der Panflöte **Seite 30**

Pantomime
Gaukler aus Leningrad an der Spree **Seite 32**

Literatur
Ngyen Cong Hoan: „Satire aus Vietnam“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Der Zauberstift“ **Seite 40**

Bildfeuilleton
Fahrrad-Raritäten-Rallye **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Sport
Die neuen Ziele der Weitspringerin Heike Daute **Seite 46**

Polemik
Aufstieg eines Medien-Zaren **Seite 48**

Bilderraub
Sieben wertvolle Gemälde wurden in Budapest Opfer eines Verbrechens **Seite 50**

Titelbild:
Peter Meißner fotografierte vor der Rostocker Universität Dr. Winkler (hinten links) mit den Studenten Iris Wetzel, Kerstin Mettke, Heinz Neubeck und Marion Baeck, Mitglieder eines DSF-Kollektivs, auf dem Festival vertreten durch Iris und Kerstin

Redaktionsschluß für dieses Heft: 4. 6. 1984

Festes Band zum Land der Morgenfrische

Zu einem mehrtägigen Freundschaftsbesuch weilte in diesen Frühjahrstagen der Generalsekretär des ZK der Partei der Arbeit Koreas und Präsident der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik, Kim Il Sung, in der DDR. Er folgte einer Einladung des Generalsekretärs des ZK der SED und Vorsitzenden des Staatsrates der DDR, Erich Honecker.

Kim Il Sung wählte für das gemeinsame Wirken seines fernöstlichen Landes und der DDR den anschaulichen Vergleich mit einem Blumengarten der Freundschaft, den beide Völker mit vereinter Kraft gepflegt haben, um ihn nunmehr noch prachtvoller erblühen zu lassen. Und Erich Honecker hat diese traditionellen Beziehungen, hat vor allem die positiven Ergebnisse der Vereinbarungen seines Aufenthalts vom Dezember 1977 in Phjóngjang als guten Nährboden für die neue, jetzt begonnene Etappe charakterisiert. Sie reicht mit dem in Berlin signierten Vertrag über Freundschaft und Zusammenarbeit bis ins nächste Jahrtausend. So konstatierten beide Partei- und Staatsführer beim Abschluß des Besuchs, er sei hervorragender Beweis einer bewährten internationalistischen Kampfgemeinschaft, jener der SED und der Partei der Arbeit Koreas, beider sozialistischer Länder.

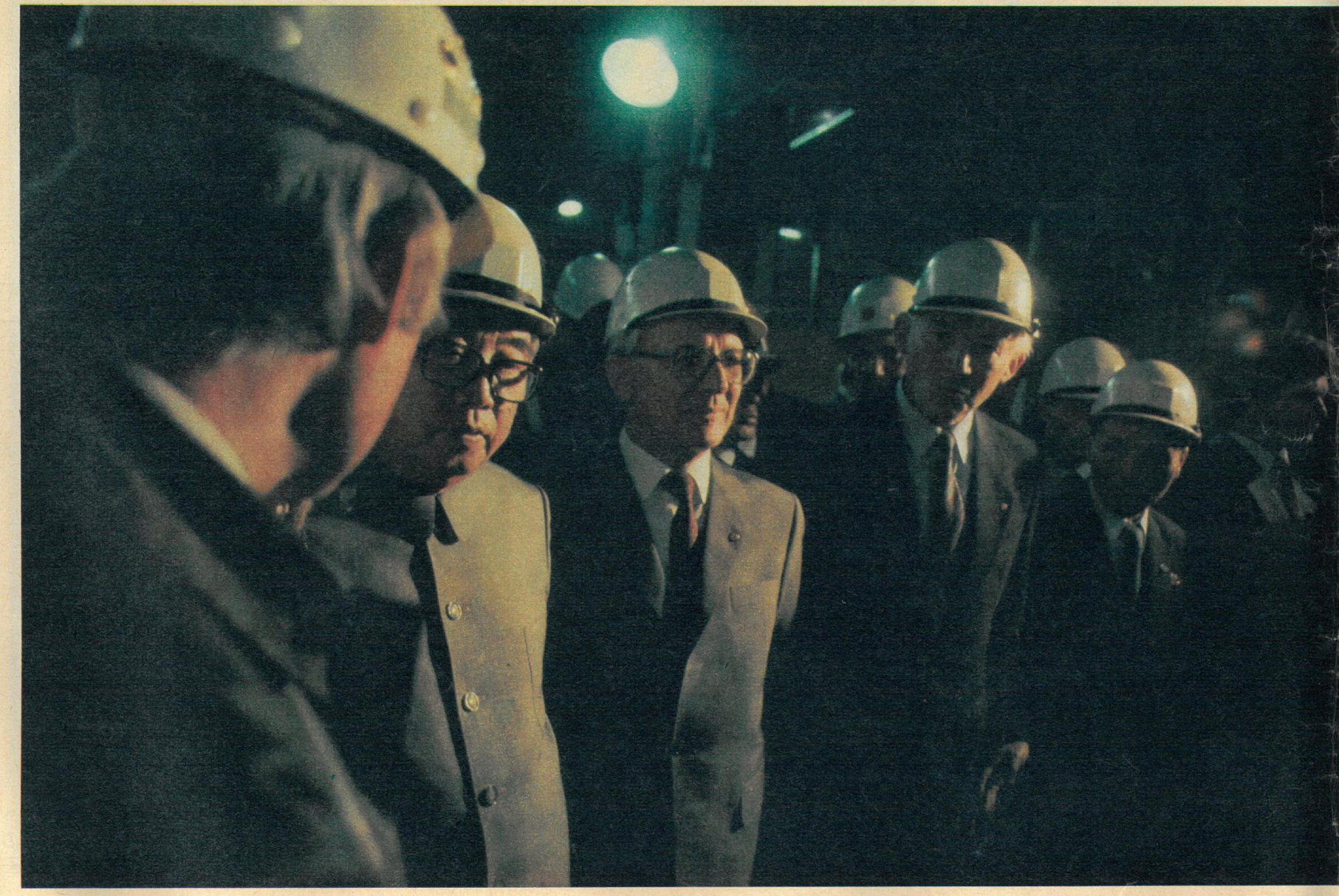
Wie sehr die Völker der DDR und der KDVR solidarisch verbunden sind, offenbarte in diesen Tagen des Freundschaftsbesuchs der herzliche Empfang durch Hunderttausende Bürger Berlins und Frankfurts, Seelows, Eisenhüttenstadts, ebenso Dresdens, von wo aus Kim Il Sung die Weiterreise in die benachbarte ČSSR antrat. Das symbolische Seite-an-Seite-Stehen wie vor gut 30 Jahren, als der USA-Imperialismus Korea überfiel, hatte in den kilometerlangen Spalieren seinen sichtbaren Ausdruck. Die freundschaftlichen Begegnungen und offenherzigen Gespräche mit Arbeitern, Genossenschaftsbauern und Soldaten hinterließen nachhaltigen Eindruck von einer Atmosphäre des Vertrauens, der Achtung und Kameradschaft. Kim Il Sung, die Mitglieder seiner Delegation konnten anregende Vergleiche zum sozialistischen Aufbau in ihrem Land ziehen. Und das zum Freundschaftsvertrag geschlossene Abkommen über wirtschaftliche und wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit über die zweite Hälfte der 80er Jahre wird eine gute Grundlage vorteilhafter Kooperation, so in der Rohstoffwirtschaft und der verarbeitenden Industrie sein. Ein neues langfristiges Handelsabkommen bereiten indessen Planungsorgane beider Seiten vor.

Das auch weltweit beachtete, in Europa wie in Asien eingehend kommentierte Resümee des Freundschaftsbesuchs wurzelt zugleich in der gemeinsamen Bekräftigung des für die Gegenwart dringlichsten Erfordernisses, der Sicherung des Weltfriedens. Die übereinstimmende Auffassung der DDR und der KDVR angesichts der sie bedrohenden US-Erstschlagswaffen, im Verein mit allen Friedenskräften ein nukleares Inferno abzuwenden, gegen die von den aggressivsten Kreisen des USA-Imperialismus betriebene Konfrontations- und Hochrüstungspolitik anzugehen, hat allenthalben über Berlin und Phjóngjang hinaus ihr Echo. Folgerichtig fordern Erich Honecker und Kim Il Sung die Beseitigung der amerikanischen Raketen in diesen Teilen beider Kontinente, die Beseitigung des militärischen Brückenkopfes der USA in Südkorea. Die KDVR findet in der DDR einmal mehr einen Befürworter für die Umwandlung des Waffenstillstandsabkommens von 1953 in einen Friedensvertrag zwischen der KDVR und den USA mittels dreiseitiger Verhandlungen auch mit Südkorea, schließlich für das Verlangen nach Vereinigung des Landes ohne äußere Einmischung.

Indem Kim Il Sung in Berlin wie zuvor in Moskau und in der polnischen Hauptstadt die Unterstützung der Prager Deklaration der Staaten des Warschauer Vertrages für die effektivsten Wege zur Friedenssicherung bekräftigte, ist ein beachtenswerter Beitrag zur Geschlossenheit der sozialistischen Länder geleistet worden.

Günter Stechow

Festes Band zum Land der Morgenfrische



Bei seiner Ankunft in Berlin jubelten Kim Il Sung und Erich Honecker über 200 000 Berliner begeistert zu (Bild links oben).

Mädchen der Tanzgruppe des Pionierpalastes „Ernst Thälmann“ zeigten den Gästen aus Fernost einen klassischen deutschen Tanz.

Eine Wiederbegegnung mit Arbeitern aus dem Eisenhüttenkombinat an der Oder hatte Kim Il Sung, denn bereits vor 28 Jahren weilte er in diesem Betrieb (Bild links).

Nach einer Rundfahrt durch die Hauptstadt Berlin besuchte Kim Il Sung in der Bruno-Leuschner-Straße 68 die Familie Schröder mit ihren fünf Kindern. Dabei erfuhr der hohe Gast, daß Erich Honecker für die Drillinge der Familie die Ehrenpatenschaft übernommen hat (Bild oben).

Endstation des Aufenthaltes in der DDR war der Bezirk Dresden, dabei besichtigte die koreanische Delegation auch die Bastei in der Sächsischen Schweiz (Bild rechts).

Fotos: Bernd Sefzig (4), ZB/Mittelstädt, Busch, Link

Vom Experiment zum Exempel

Es ist kein Konfektionsbetrieb und keine Maßschneiderei, kein Musterbüro und kein Jugendmodegeschäft. Es hat von allem etwas, vielleicht sogar das Beste: vom Betrieb die Arbeitstechnologie, von der Schneiderei die Exklusivität, vom Musterbüro die Ideen, vom Geschäft das Angebot. Und das alles in einem Haus, auf zwei Etagen exakt – die am 7. Mai eröffnete „Jugendboutique" des Dienstleistungskombinates Halle. In dem Eckladen in der Klement-Gottwald-Straße 85 kann man auswählen, probieren, zusammenstellen, kaufen. Zwei Stoffmappen und vier Sortimentskataloge liegen aus: Hosen, Röcke, Kleider, Blusen. Insgesamt rund 60 Modelle mit 500 Teilen. Wem die Zeichnungen nicht genügen, der probiert, was in den Schränken und Vitrinen hängt. Was paßt und rundum gefällt, kann sofort gekauft werden. Wünsche nach anderen Farben, Stoffen und Mustern kann man anmelden, sie werden ein Stockwerk höher angenommen – Wartezeit vierzehn Tage. Diese Form des Jugendmode-Machens ist einzigartig in der DDR. Hier wird das Motto „Jugend produziert für die Jugend" wörtlich genommen. Nadelführend sind die FDJler. Knapp 30 junge Frauen und Mädchen (vier davon auf unserem Foto) arbeiten in dieser Jugendwerkstatt, Jungfacharbeiter und Lehrlinge. Sie machen alles selbst, vom Entwurf über die Gestaltung bis zum Nähen. Ein Gestalterkollektiv, zu dem neben den Jugendlichen auch die Fachdirektorin für Bekleidung gehört, garantiert, daß das Angebot der Jugendwerkstatt auch modisch aktuell ist. Die Chance ist schließlich einmalig; kein gestalterischer Vorlauf von einem Jahr wie im Großbetrieb, keine Sortimentsbindung. Vorteile für die jungen Käufer, denn im Eckladen auf der Klement-Gottwald-Straße 85 kommt das Neueste unverzüglich auf den Ladentisch. Fast noch ein Experiment, ist die Hallenser „Jugendboutique", entstanden in Vorbereitung aufs Berliner Festival der Freien Deutschen Jugend, schon zum Exempel geworden.

Petra Kohrt

Irina kommt zum Festival

Die kleine, zierliche Moskauerin Irina Rodnina ist als erfolgreichste Eiskunstläuferin aller Zeiten mit zehn Weltmeistertiteln und drei Olympiasiegen an Beifall gewöhnt. Doch auf jenen, der sie in den nächsten Tagen beim Nationalen Jugendfestival der DDR in Berlin erwartet, freut sie sich besonders. „Festivals sind immer etwas Schönes. Von dem großen Verbandstreffen der FDJ erhoffe ich mir gerade jetzt, in einer Zeit erhöhter Spannungen, einen weiteren Impuls für den Weltfrieden." Die 33jährige Irina Rodnina, so erfuhr FREIE WELT von ihr in Moskau, will mithelfen, die „Festivalkristalle" in der Werner-Seelenbinder-Halle vom 8. bis 10. Juni funkeln zu lassen. „Ich werde zwar nicht mehr selbst auftreten, aber ich komme mit zwei jungen Sport- und zwei Tanzpaaren, die zum Gelingen des Festes der Jugend mit beitragen wollen." Irina freut sich dabei auf ein Wiedersehen mit alten Freunden. „Sicher, bei einem solchen Fest herrscht immer allerhand Trubel, aber es wird sich bestimmt Gelegenheit zu einem Plausch mit Romy und Rolf Oesterreich, Manuela Groß und Uwe Kagelmann finden. Wir Paarläufer haben uns schon während unserer aktiven Zeit besonders gut verstanden." Irina Rodnina sieht voller Erwartungen der Eisschau zum Festival entgegen. Sie staunt über den Mut und die Ausdauer von Gaby Seifert und Christine Errath, die immer noch in der Lage sind, mit Tänzen vor ein großes Publikum zu treten. „Als ehemalige Weltmeisterinnen verfügen sie bestimmt über gute Form, na und mit ihren Figuren können sie sich, wie ich weiß, ohnehin sehenlassen." Die Idee einer solchen Eisschau, wo sowohl die einstigen Eisgrößen unseres Landes wie auch die gegenwärtigen Asse um Olympiasiegerin Katarina Witt und der Nachwuchs ein großes Eisfest gestalten, gefällt der jetzigen Moskauer Dynamo-Trainerin. „Eine solche Leistungsschau bringt dem Eissport neue Freunde und beflügelt zugleich auch die Sportler bei ihrem Sommertraining." Natürlich will Irina Rodnina vom Schaulaufen in Berlin auch diese oder jene Anregung mit an die Moskwa nehmen, denn der nächste Eislaufwinter kommt bestimmt.

Manfred Hönel

Von Messen und Meistern

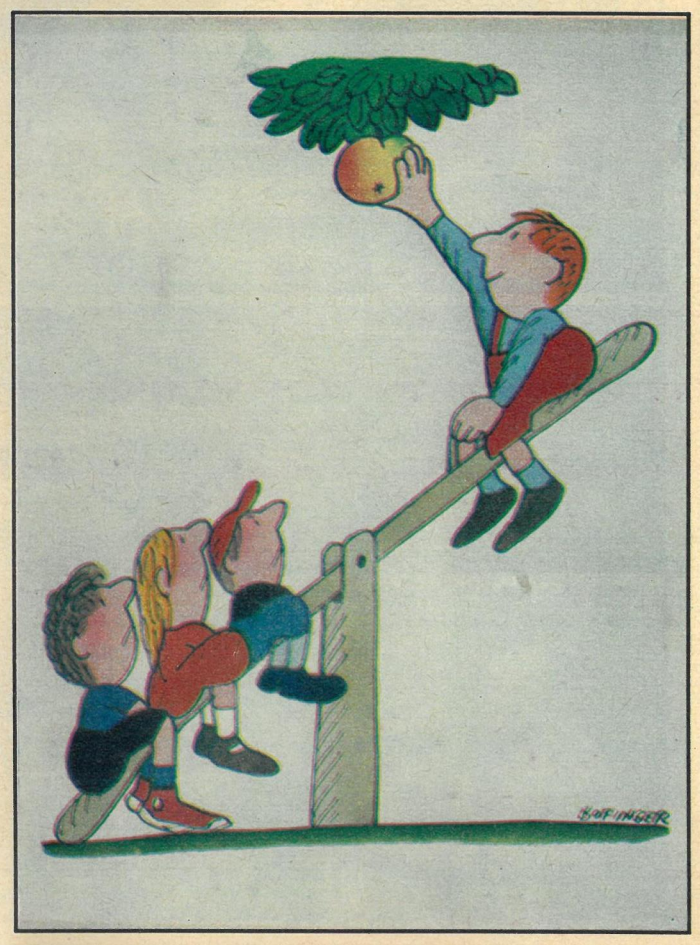
Messezeit ist auch immer eine Zeit des Messens. In den Kreisen der Republik maßen wenige Tage vor dem Nationalen Jugendfestival die Meister von morgen auf ihren Leistungsschauen ihre schöpferischen Kräfte. Dabei setzten die Jugendbrigaden und Jugendforscherkollektive mit wissenschaftlich-technischen Spitzenleistungen höhere Maßstäbe in der Massenbewegung des Neuerertums der Jugend. Im Berliner Stadtbezirk Köpenick stellten FDJler aus 54 Betrieben, Genossenschaften und Schulen 174 neue Entwicklungen auf ihrer MMM vor. Fertigungstechnologin Christine Förster, Sachbearbeiterin Andrea Seifert, BMSR-Technikerin Kerstin Peter (vorn v. r.) aus dem Berliner Transformatorenwerk „Karl Liebknecht" vertraten ihre Kollektive, offerierten deren meisterhafte Leistungen. Beitrag der FDJler des TRO zum Jugendfestival sind insgesamt 191 MMM-Aufgaben, davon 150 aus dem Plan Wissenschaft und Technik, an denen sie knobeln. Mit Erfolg. Das zentrale Jugendobjekt des Betriebes – die Rationalisierung der Teilefertigung im Schaltgerätebau – wurde auf der Köpenicker MMM mit dem Ehrenpreis des Kreisvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft geehrt. Die vier Jugendbrigaden des Betriebes vergleichen seit Jahren ihre Leistungen mit denen der Kollegen im Vorfertigungsbereich des Saporosher Transformatorenkombinats. Dabei wird auch die Messearbeit gemessen. Die Berliner stellten sich jüngst mit zwei Exponaten, einem neuartigen Gewindebohrhalter und einem Prüfsatz für elektronische Bauelemente, auf der Rayonmesse in Saporoshje vor. Die sowjetischen Partner werden an der Seite ihrer Berliner Freunde im Herbst auf der Zentralen MMM in Leipzig präsent sein.

Wolfgang Tautenhahn

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: A. Paszkowiak (2), D. Steinberg (Repro), H.-J. Horn

Paukenschlag und Pizzicato

Die kleine Stadt Eckartsberga, in der lieblichen Landschaft um Naumburg gelegen, hat in diesen Tagen vor Pfingsten nicht alltägliche Gäste: Sechzehn 1. Geigen, vierzehn 2. Geigen, zwölf Bratschen, zehn Violoncelli, acht Kontrabässe, vier Flöten, drei Oboen, vier Klarinetten, vier Fagotte, vier Hörner, zwei Trompeten, drei Posaunen und eine Pauke. Kurz gesagt, im Rathaussaal – von der Bürgermeisterin freundlich zur Verfügung gestellt – probt das FDJ-Sinfonie-Orchester für seinen Auftritt zum Nationalen Jugendfestival der DDR, der einer der Höhepunkte dieses Festes zu werden verspricht. Am 10. Juni werden auf dem abendlichen, festlich erleuchteten Berliner August-Bebel-Platz Beethovens 3. Leonoren-Ouvertüre und die 1. Sinfonie von Johannes Brahms erklingen… „Wir beginnen nochmals bei Takt zwanzig. Die Oboe muß da weitergehen. Bitte Bratschen, Celli etwas deutlicher und die pizzicati nicht zupfen, den Finger nur leicht aufsetzen. Wo bleibt die Pauke?“ Christian Ehwald, der Dirigent (unser Foto), verlangt trotz des kameradschaftlichen „Du“ äußerste Präzision und Disziplin. Sechs Stunden Probe täglich sind eine harte Arbeit für alle. Sie kennen einander erst seit kurzem, sie kommen aus Berlin, Dresden, Weimar und Leipzig. Die Idee, jeweils mit den besten Studenten unserer Musikhochschulen ein Orchester zusammenzustellen, wurde 1975 auf der Weimarer Kulturkonferenz der FDJ geboren und ein Jahr später, zum X. Parlament, das erste Mal verwirklicht: Das FDJ-Sinfonie-Orchester führte die „Neunte“ von Beethoven auf. Begründung einer Tradition, die zu pflegen sich lohnt… Auch diesmal haben sie viel Frische und Begeisterung mitgebracht. Sie studieren im zweiten oder vierten Jahr, einige bewiesen solistisches Können bereits in internationaler Konkurrenz. Jens Köhli aus Weimar errang im diesjährigen Wettbewerb in Markneukirchen mit seinem Waldhorn einen Preis. Die Flötistin Karin Beck von der Dresdner Musikhochschule hat gerade „Urlaub“, um am Internationalen Bach-Wettbewerb teilzunehmen, und die 1. Geige, Konzertmeisterin Christiane Wolff von der Hochschule in Berlin, war 1980 schon einmal Mitglied des Orchesters. Jetzt beim Festival dabeizusein, ist für alle eine Auszeichnung, jedoch mit Herzklopfen verbunden. Christian Ehwald lächelt. Schließlich hat er, seit 1981 Chefdirigent der Jenaer Philharmonie und einer der jüngsten Orchesterleiter unserer Republik, die eigene Studienzeit solange noch nicht hinter sich. Zum Dirigenten des FDJ-Hochschulorchesters wurde er vor vier Jahren berufen. Der gebürtige Eberswalder hat an der Musikhochschule „Hanns Eisler“ Dirigat studiert und danach ein Spezialstudium bei Professor Arvid Jansons in Leningrad absolviert… Wieder erhebt er den Taktstock: Konzentration und Temperament, kritisches Hineinhören in jeden Klang des heroischen Hauptthemas, der triumphierenden Befreiungsidee der Ouvertüre Beethovens – die Probe geht weiter. Das Konzert des FDJ-Sinfonie-Orchesters beim großen Pfingstfestival im 35. Jahr der DDR soll ein Höhepunkt werden. *Ursula Weil*



Im Spiegel des Spaßes

„Weil wir jung sind, sind unsere großen und kleinen Kämpfe, Freuden und Mühen ein wesentliches Thema für Karikatur und Pressezeichnung.“ – Eines der Bekenntnisse, das der Ausstellung „Jugend in der Karikatur“ vorangestellt ist, die vom 7. Juni bis 1. Juli in der Berliner Stadtbibliothek zu besichtigen ist (auf unserem Foto: eine Arbeit von Manfred Bofinger). Wenige Tage vor Eröffnung der vom Zentralrat der FDJ und der Sektion Pressezeichner und Karikaturisten des Verbandes Bildender Künstler der DDR organisierten Exposition sprach FREIE WELT-Mitarbeiter Hajo Obuchoff mit Harald Kretzschmar, dem Leiter der Gestaltergruppe:

– Fünfunddreißig Jahre lang haben Sie und Ihre Mitstreiter die Entwicklung der Jugend unseres Landes mit spitzem Zeichenstift festgehalten…

– Ja, das werden wir auch weiterhin tun.

– Und nun erstmals eine solche Ausstellung?

– Der FDJ-Zentralrat hat sich und uns einen Anstoß gegeben zu dem Versuch, anläßlich des Nationalen Jugendfestivals eine Retrospektive zu diesem Thema zu gestalten. Dabei stellten wir zu unserer eigenen Überraschung fest, daß in unserem Schaffen die Jugend eigentlich schon immer einen festen Platz gehabt hat.

– Was charakterisiert diese Ausstellung?

– Wir haben uns bemüht, in nur einem halben Jahr Arbeiten aus den vergangenen 35 Jahren herauszusuchen, die typisch für dieses Thema und für die jeweilige Zeit waren. Das war nicht einfach. 175 Arbeiten haben wir letztlich ausgewählt.

– Welche „Schätze“ wurden dabei gehoben?

– Zum Beispiel die erste von Heinz Behling im „Frischen Wind“ veröffentlichte Karikatur. Ewig jung: das Liebespaar auf der Parkbank. Oder Kuddel Klamanns reizvolle Zeichnungen aus den 60er Jahren. Einmalig, wie er handfeste politische oder moralische Probleme verpackte.

– Und die jüngere Generation der Karikaturisten?

– Da möchte ich Thomas Schleusing nennen. Zwanzig seiner Titelgeschichten vom Jugendmagazin „Neues Leben“ haben wir in die Ausstellung genommen.

– Gibt es einen Themenwandel innerhalb der 35 Jahre?

– Die Grundthemen sind ähnlich geblieben. Allerdings ist die Tendenz zu vermerken, daß in den letzten Jahren das Jugendleben in seiner ganzen Breite aufs Korn genommen wird.

– Was soll eigentlich eine Karikatur bewirken?

– Sie soll auf heitere Weise – ohne erhobenen Zeigefinger – erziehen. Das einzige, was wir erheben wollen, das ist unser Zeichenstift. Aber nur, um zu malen. Für uns ist wichtig, daß wir hautnah an den jungen Leuten dran sind, ihre Probleme und ihre Sprache treffen. Dann treffen wir auch ihren Nerv.

● Am Rande

Jüngst lief in Jakutsk ein Schaufelraddampfer vom Stapel. Nicht etwa, daß den Werftveteranen nostalgisch zumute war. Es gab echte, hydronautische Gründe. Auf den kleinen Flüssen des Hohen Nordens bereitet der niedrige Wasserstand, besonders in den Uferzonen, den Schiffern ständig Ärger.

Wie soll man große Ladungen im Flachwasser anlanden? Der Oldi kam wieder. „Lena" heißt der neue Raddampfer. Er braucht nur einen Meter Wasser unterm Kiel. Seine Schaufeln allerdings werden mit einem Diesel moderner Bauart angetrieben.

● Gelesen

Auch nach 35 Jahren NATO ist immer noch die Neigung Washingtons zu beobachten, das Bündnis, die Verbündeten eher als Befehlsempfänger, denn als Partner zu behandeln.
Frankfurter Rundschau, BRD

● Splitter

Der Weltozean enthält nach Aussagen sowjetischer Ozeanologen 28 Billionen Tonnen Plankton, Bakterien und viele andere Mikroorganismen.

Die Florian-Mühle, eine Sehenswürdigkeit im Zentrum von Miskolc, wurde für 10 Millionen Forint rekonstruiert und bietet dem Sinfonieorchester der ungarischen Großstadt ein neues Domizil.

Die Produktion von stahlarmierten Betonteilen begann im Baukombinat Vientiane, ein Großprojekt der laotisch-sowjetischen Zusammenarbeit.

Vietnam wird in diesem Jahr auf über 60000 Hektar Tee anbauen und den Hektarertrag um 23 Prozent steigern.

Im Stromgebiet des mongolischen Flusses Kerulen entdeckte eine internationale RGW-Schürfexpedition Vorräte an Eisenerz, Polymetallen und Fluorit.

Hutprobe

Sascha Gawriluk bereits mit Doktorhut? Einen ersten Schritt in diese Richtung hat er jedenfalls getan. Mit allen Ehren wurde er in die „Kleine Akademie" des Kischinjower Pionierpalasts aufgenommen. Den über 8000 wißbegierigen jungen „Akademikern", Schüler der oberen Klassen der allgemeinbildenden Schulen, werden in den 40 Sektionen von mehr als 300 Wissenschaftlern und Pädagogen Kenntnisse vermittelt, die der Lehrplan nicht bietet. Sascha entschied sich für die Sektion Kybernetik.

Flechtkunst

Nur so nennt man sie in Brest: Oma Vera. Die achtzigjährige Vera Gawriluk, die mit über sechzig Jahren noch ein Studium der angewandten Kunst und Malerei absolvierte, beherrscht wie keine andere das Strohflechten, eine belorussische Tradition. Lange Jahre arbeitete Oma Vera für die heimische Souvenirherstellung, bereicherte sie.

Wolgaschöne

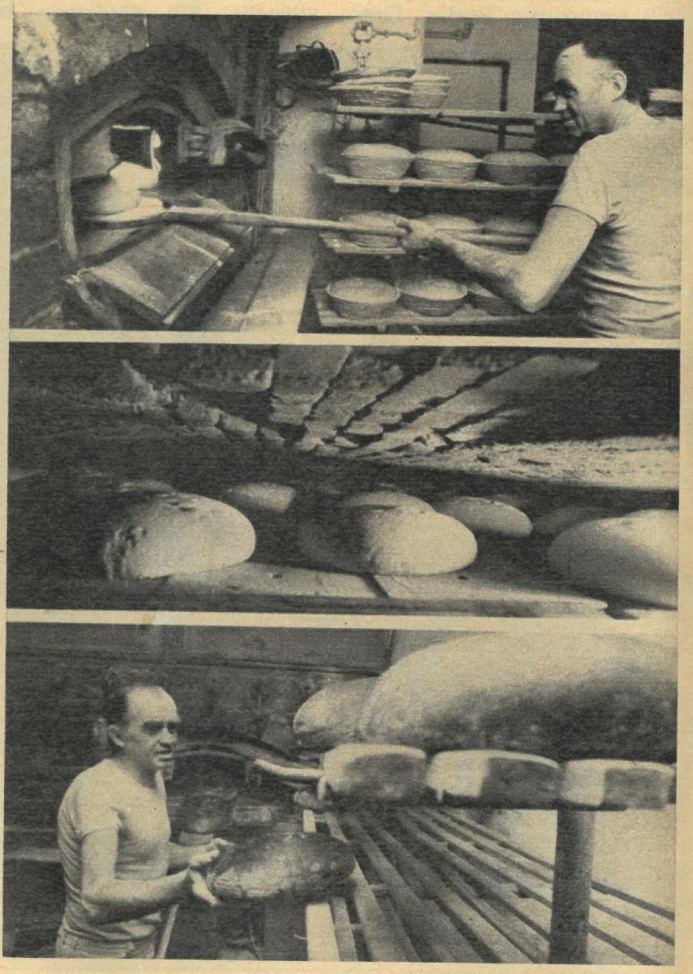
Sang und tanzte schon in England, Frankreich, in der BRD, in Ungarn, den USA und auf Zypern – Natascha Titowa, Solistin des Laienensembles „Wolshanka" aus Jaroslawl. Seine Mitglieder aus dem Motorenwerk der Stadt bereiten sich gegenwärtig auf ihren Auftritt im französischen Poitiers, der langjährigen Partnerstadt Jaroslawls, vor.

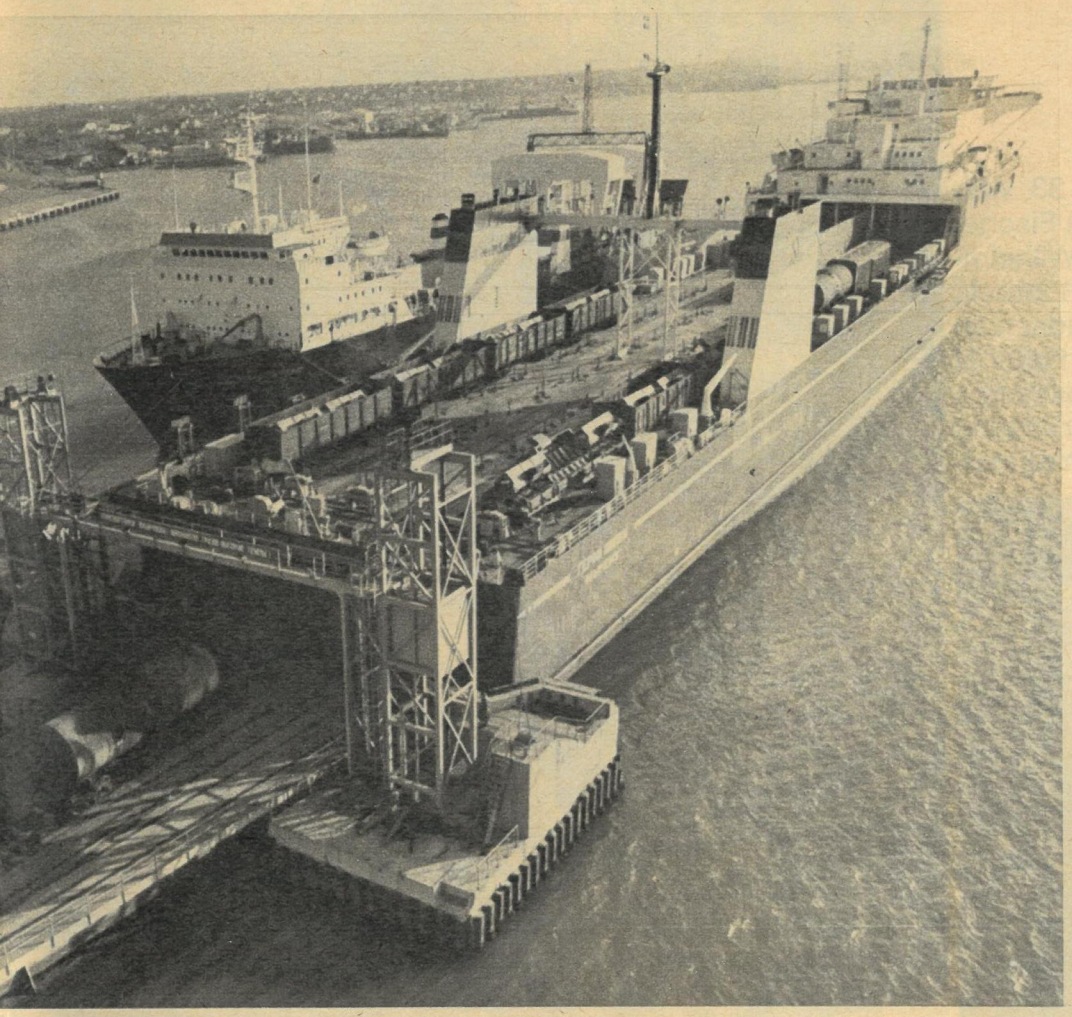
Menschenkunde

Nach seiner Befreiung von der Pol-Pot-Herrschaft vor gut fünf Jahren stand das kampucheanische Volk auch im Gesundheitswesen faktisch vor einem Nichts. Dank konzentrierter Ausbildung an der Fakultät für Medizin in Phnom Penh (unser Foto), an mehreren Fachschulen und den 17 provinzgeleiteten Schulen sind bereits über 90000 Mitarbeiter des Gesundheitswesens – zehnmal mehr als 1974 – in der Lage, erstmals alle Kreise des Landes zu versorgen. Kostenlos. Wertvolle Hilfe leisteten dabei sozialistische Länder, so auch die DDR.

Einzelbäcker

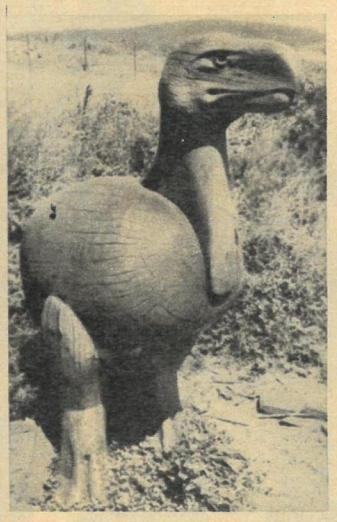
Mit Holz und Kohle heizt Meister Antonin Rezner seinen über hundert Jahre alten Backofen. Eine Rarität, von der es nur noch drei in der ČSSR gibt. Die Rezner-Bäckerei in Deštné – ein idyllischer Ferienort in den ostböhmischen Orlickébergen – zählt zu den Touristenattraktionen. So bäckt Meister Antonin, dem nur noch Frau Jaroslawa zur Hand geht, was der Ofen hergibt: 250 Brotlaibe und 5000 Semmeln jeden Tag, zweimal die Woche Butterbrötchen und jede Woche einmal „Vanočky" (Stollen).





Fährjubiläum

Es rollt im Fährhafen von Iljitschowsk (UdSSR). Die bulgarische Fähre „Helden von Schipka“ nimmt 108 vierachsige Eisenbahnwaggons an Bord, sowjetisches Exportgut für Bulgarien. Seit nunmehr fünf Jahren werden im stetig wachsenden Handel beider Länder Waggons auf diese Weise transportiert, schneller und billiger als auf dem Landwege. Die Besatzungen der vier Großfähren der Linie Warna–Iljitschowsk und die Hafenkollektive warten zum ersten Jubiläum mit runden Zahlen auf: 5000 Passagen, 500 000 beförderte Waggonladungen…



Zooungeheuer

Architekten des Projektierungsbüros von Usti nad Labem (ČSSR) haben in Hobby- und Freizeitarbeit den Zoo ihrer nordböhmischen Heimatstadt durch einen Lehrpfad mit holzgeschnitzten, prähistorischen Tieren bereichert. Zwölf solcher märchenhaften Figuren wie diesen Laufvogel können die Besucher nun bestaunen. Der Diatryma, dessen Rumpf einem Riesenei gleicht, lebte vor über 50 Millionen Jahren in Europa und Nordamerika. Er wurde über 2 Meter groß.

Baggerfund

Keramikgefäße aus dem 8. Jahrhundert v. u. Z. wurden vor kurzem in Jerewan von Baggerfahrer Woldemar Dawtjan (links) beim Ausheben eines Kabelgrabens auf dem Gelände des Werkes „Avtoaggregat“ entdeckt. Dawtjan stieß auf einen mit roten Steinen ausgemauerten unterirdischen Raum. In dessen Nischen standen jene Keramikgefäße und eigenartige Gegenstände aus Metall. Fachleute des archäologischen Instituts Jerewan erklärten, daß es sich bei dem Fund um ein Grabmal handelt, das vor über 27 Jahrhunderten gebaut worden sei. Zu jener Zeit entstand die Festung Erebuni, der „Grundstein“ Jerewans.

Preishammel

Schulterwurf und Sieg! Ein lebender Hammel – so ist es Tradition – wird dem Sieger beim jährlichen Maienringkampf in der moldauischen Gemeinde Ryschkani zum Preis. Über 4000 Einwohner treiben hier aktiv Sport, d. h. jeder Dritte. Beim „Tag der Familie“ sind die meisten Familien im dorfeigenen Stadion, auf den Ballplätzen und Leichtathletikanlagen dabei. Bei Regen übrigens findet der Ringkampf im Saal statt, in der Sporthalle von Ryschkani.

● Wörtlich

Entgegen den Behauptungen der Propagandisten der NATO haben die Pershing II und Cruise Missiles die Gefahr eines Kernwaffenkrieges nicht vermindert, sondern beträchtlich verschärft. Nicht umsonst hat daher die Stationierung amerikanischer Euroraketen bei den breitesten Volksmassen einen Sturm der Entrüstung ausgelöst. Weder Polizeiknüppel und Verhaftungen, noch die ihrem Ausmaß nach beispiellose antisowjetische und antikommunistische Hetzkampagne der imperialistischen Massenmedien vermochten diese Empörung zu unterdrücken.

Ib Nörlund
Mitglied des Politbüros und Sekretär des ZK der KP Dänemarks

● Kurz berichtet

Hinter Gastgeber Jugoslawien belegten bei der alpinen Rallye „Saturnus 84“ die drei sowjetischen Teams auf „Moskwitsch 2140“ den zweiten Platz in der Nationenwertung. Von 98 Wagen – auf diesem Spezialkurs waren weltberühmte Firmen wie „Porsche“, „VW“, „Opel“, „Renault“ und „FIAT“ am Start – erreichten nur 51 das Ziel.

Gut eingelebt haben sich die im Böhmerwald vor zwei Jahren ausgesetzten fünf Luchse. Die stummelschwänzigen Raubkatzen haben Nachwuchs erhalten. Der Luchs trägt zur Gesunderhaltung des Wildbestandes im Revier bei, da er weder wildernde Katzen noch Füchse duldet.

Für die Metro in Alma-Ata wurde die erste Stufe der Projektierungsarbeiten abgeschlossen. In Gemeinschaftsarbeit mit fünf kasachischen Instituten zeichnet dafür METROGIPROTRANS verantwortlich. Der erste Abschnitt sieht auf achteinhalb Kilometer Länge acht Stationen vor.

Die „Krusenstern“, eins der größten Segelschiffe der Welt, befindet sich auf Großer Fahrt. Bei seiner Erdumrundung wird das sowjetische Schiff im kanadischen Quebec an den Ehrungen für den französischen Seefahrer Jaques Cartier, der vor 450 Jahren die Labradorküste entdeckte, teilnehmen. Anschließend stellt sich die „Krusenstern“ der internationalen Konkurrenz bei der Regatta Sidney–Liverpool.

Redaktion: V. Hempel; Fotos: TASS/I. Pawlenko, M. Potyrnike, A. Simanowski, I. Sotin, B. Saranzew, M. Schachbasjan; ZB/ČTK (2), SPK; Vignette: D. Schüler

Keine kleinen

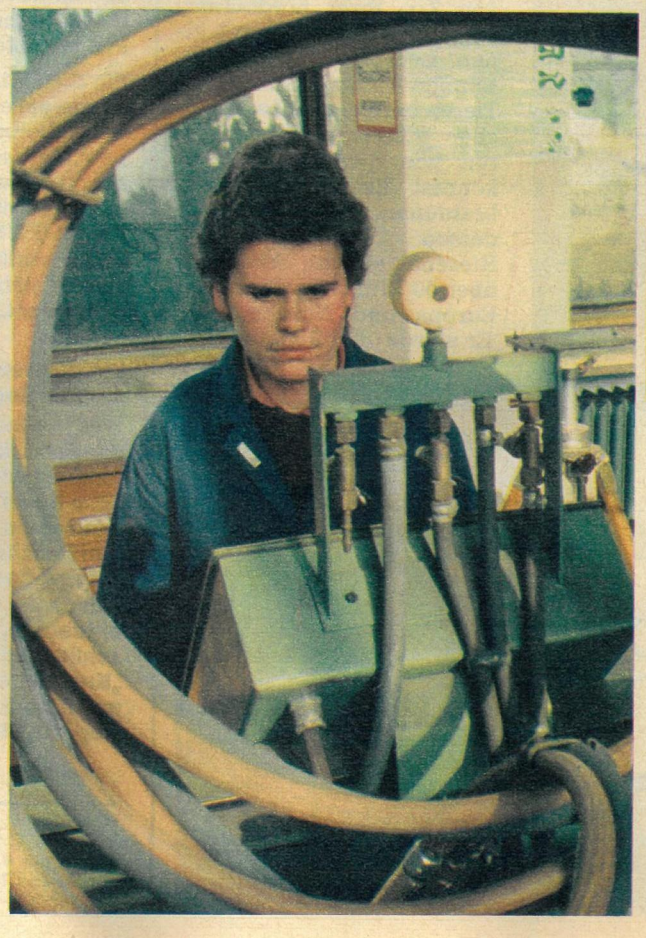
Junge Leute forschen für morgen –

Ein Beitrag von Fritz Jahn (Text) und Lothar Willmann (Fotos)

Dr. Hartmut Bodamer, 30, wissenschaftlicher Assistent an der Ingenieurhochschule Wismar, Fachgebiet Hafentechnik. FDJ-Sekretär. 1972 bis 1976 Studium der Ökonomie in Kiew.

Dr. Helmut Winkler, 33, Wissenschaftsbereich Fischereibiologie an der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock. 1969 bis 1974 Studium an der Biologischen Fakultät der Moskauer Staatlichen Universität, Spezialrichtung Ichthyologie (Fischkunde).

Claudia Finkenstein, 22, Studentin an der Sektion Schiffstechnik der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock. 1983/84 sechs Monate Teilstudium an der Leningrader Hochschule für Schiffbau.



Fische

Kaum ein Bereich unseres Lebens, in dem man sie nicht antrifft: DDR-Absolventen sowjetischer Hochschulen. Mehr als 20 000 sind es im 35. Jahr unserer Republik geworden. Kurz vorm Nationalen Jugendfestival besuchten wir zehn von ihnen im Bezirk Rostock, FDJler von gestern und FDJler von heute. Solche, die noch am Anfang, allenfalls in der Mitte ihrer Laufbahn stehen. Was gab ihnen das Studium? Woran arbeiten sie jetzt? Welche Verantwortung wurde ihnen übertragen? Fühlen sie sich gefordert? Haben sie Freude an ihrer Arbeit?

Keine kleinen Fische

Den Anstoß gab Professor Lange: Schreibt nicht nur über die Gestandenen (er selbst gehört zu ihnen, hat von 1953 bis 1958 in Leningrad studiert, ist Direktor der Sektion Tierproduktion an der Rostocker Universität), guckt euch auch mal an, was die Jungen machen.

Wir fingen in Wismar an. Eine mecklenburgische Kreisstadt, restaurierte Bürgerhäuser, überhaucht von vergangenem Hanseglanz, junge Heutige mit kurzem, unverwinkelten Lebenslauf – das würde was Aufregendes werden. Wir fuhren vorsichtshalber noch nach Rostock und ein zweites Mal nach Wismar. Und das war dann der Lohn der Angst: Zehn Absolventen, die in acht sowjetischen Hochschulorten studiert hatten. Moskau, Leningrad, Kiew, Minsk, Rostow am Don, Stawropol, Saporoshje, Charkow. Zehn junge Leute zwischen Anfang Zwanzig und Mitte Dreißig, die so viel zu erzählen hatten, daß wir nun nicht mehr wußten, wohin mit dem Material. Allein die Arbeit, mit der die meisten gerade befaßt waren!

Schwitzen und Schweißen

Die Jüngste zuerst, Claudia Finkenstein, Studentin der Schiffstechnik in Rostock, von einem sechsmonatigen Aufenthalt in Leningrad zurückgekehrt. Ihr Gesicht glüht, als sie aufs Katheder steigt, aber im Wohnheim ist der Sekt schon kaltgestellt. Verteidigung des Ingenieurbelegs. Es geht um solche negativen Wirkungen des Schweißens wie Sprödewerden und Deformation des Materials. Doch der Stahl muß elastisch bleiben, die Käufer würden sich bedanken, wenn die Schiffswände Wellen schlügen, Nachwärmebehandlung auf der Werft kostet Zeit, Geld, Energie. In Rostock stellte Claudia Experimente über Entstehen und Ursachen von Schweißspannungen an, im Leningrader Schiffbauinstitut, der sowjetischen Partnerhochschule, versuchte sie, ihre Daten mit Hilfe verschiedener Rechenprogramme mathematisch zu erfassen. Dr. Seyffarth, Wissenschaftsbereichsleiter und Betreuer, lobt die fleißige Arbeit und gibt die Note 1. Auch von sowjetischer Seite liegt eine sehr gute Beurteilung vor. Claudia wird, was ursprünglich nicht geplant, noch einmal nach Leningrad fahren können, über Herbst und Winter, wenn sie ihre Diplomarbeit schreibt.

Wir bleiben im maritimen Bereich. Bei dem Mathematiker Frank Ihlenburg, der am Tage unseres Besuches gerade den letzten Punkt unter seine Doktorarbeit gesetzt hat, das Thema ist mit der Schiffbauforschung abgesprochen und soll dazu beitragen, theoretischen Vorlauf zum computergestützten Konstruieren zu schaffen. Und bei dem Ökonomen Hartmut Bodamer, dessen Problem lautet: Wie kann man Be- und Entladeprozesse auf

Dr. sc. med. Joachim Härtel, 39, Oberarzt an der Klinik für Kiefer- und Gesichtschirurgie der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock. 1964 bis 1969 Studium an der Medizinischen Hochschule Stawropol.

See vorverlagern, mit dem Ziel, die Schiffsbedienzeiten zu verkürzen und den Containerumschlag zu optimieren? Diese Fragestellung ist besonders wichtig für relativ flache Häfen wie Wismar, in die große Pötte schlecht hineinkommen.

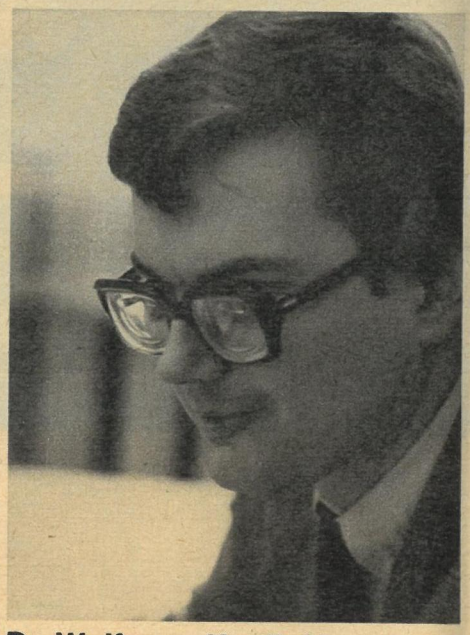
Gehechtet und geschwommen

Szenenwechsel. Das Meer läßt uns nicht los. Zwei Männer tragen einen Behälter mit armlangen Fischen ins Labor. Gleich wird sich herausstellen, daß jeder der Hechte einen dicken Hering in seinem Räubermagen mit sich schleppt, nur die Schwanzflosse guckt aus der Eingangsöffnung. Helmut Winkler läßt die Hechte ausweiden, wiegen, messen – Fanggebiet, Fangzeit, Fanggerät sind bereits notiert –, und das Alter der Fische bestimmen. Der Kiemendeckel dient dazu, ein Schliff durch den Gehörstein oder einfach eine Schuppe. Vielfach vergrößert, ähnelt sie einem Schnitt durch einen Baum. Sechs Jahre hat dieser Hecht auf dem Buckel. An der Struktur der „Ringe" läßt sich ablesen, welche davon fett und welche mager waren.

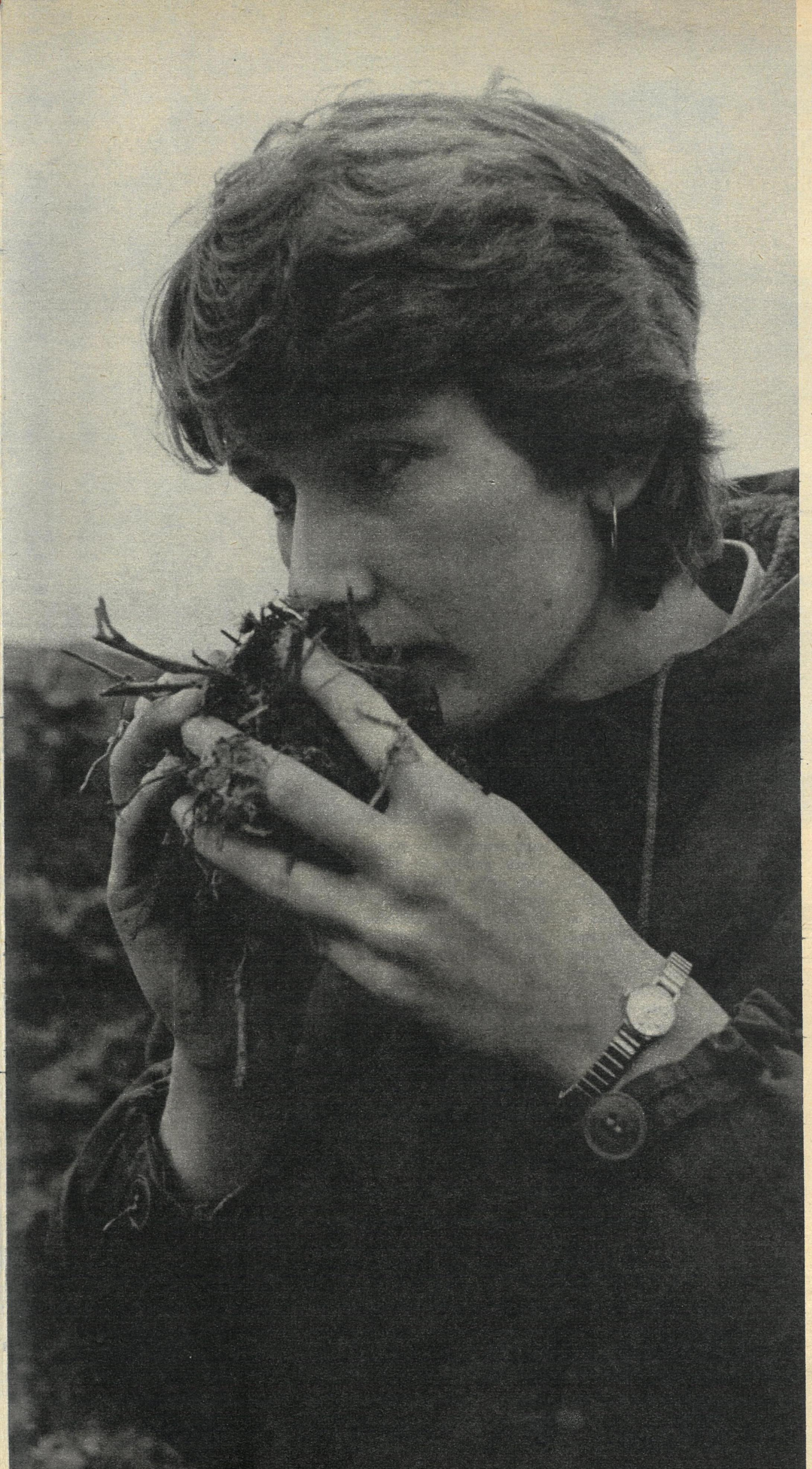
Die Studenten sind gut gelaunt. Heute nachmittag im Internat dürfen sie sich Hecht braten. Die Aussicht darauf verschönt den mühseligen Alltag. Anatomie und Systematik der Fische stehen auf dem Lehrplan, Knöchelchen für Knöchelchen, Gräte für Gräte müssen sorgfältig gesäubert und klassifiziert werden. Helmut Winkler beobachtet und schmunzelt. Er denkt an sein Studium in Moskau. Wir haben dort das Modernste auf unserem Fachgebiet mitgekriegt, sagt er. Aber wir mußten auch die klassische Biologie durchexerzieren, wovon man bei uns zu Hause damals nicht so viel hielt, da waren Biochemie Trumpf und andere neue Sachen. Dann wurde die verstärkte Beschäftigung mit unserer Umwelt und ihren Auswirkungen auf die Lebewesen notwendig, und auf einmal war es wieder ganz wichtig, sich in Anatomie und Systematik auszukennen. Ich bin sehr glücklich mit meinem Studium. Manche aus meinem Jahrgang mußten sich nach ihrer Rückkehr auf die Bedürfnisse in unserem Land umprofilieren, ich konnte zu Hause weitermachen, wo ich in Moskau aufgehört hatte.

Nächste Woche wird er mit seinen Studenten zu einem längeren praktischen Exkurs ausziehen, die Fischer an der Küste haben Hauptsaison. Helmut Winkler stellt Untersuchungen darüber an, wie wir unsere inneren Küstengewässer so bewirtschaften können, daß darin mehr und möglichst viel edle Fi-

Judith Kons, 25, Futterökonom beim Rat des Kreises Wismar, vorher Leiterin einer 700er-Milchviehanlage, 1977 bis 1982 Studium an der Zootechnisch-Veterinärmedizinischen Hochschule Charkow.



Dr. Wolfgang Knoll, 33, wissenschaftlicher Oberassistent an der Sektion Sozialistische Betriebswirtschaft der Ingenieurhochschule Wismar. 1981 bis 1982 Zusatzstudium an der Moskauer Volkswirtschaftshochschule.



sche wachsen. Da ist von Bewirtschaftungsstrategien und Energieflußmodellen die Rede. Die Promotion B, an der er arbeitet, beschäftigt sich mit dem Einfluß der Raubfische auf die Friedfischpopulation. Wie sind die Proportionen zwischen den Arten am günstigsten, wo bieten sich Ansätze für eine gezielte Steuerung …

Werner Rebelein ist noch auf der Suche nach dem „weißen Fleck", auf dem er seine Promotion B ansiedeln kann. Vermutlich wird es sich um das Gebiet handeln, in dem er Studenten unterrichtet: Antriebstechnik für Traktoren. Vera Schleicher lehrt Meßtechnik, sie fährt ein Labor, wie es im Fachdeutsch heißt. Auch wenn sie jetzt ihren Schwangerschaftsurlaub antritt, wird der Kontakt zur Hochschule nicht reißen. Der Ehemann, sowjetischer Staatsbürger, ist dort als Wissenschaftler tätig, 35 Erfindungen hat er bereits zum Patent angemeldet, davon 21 in der DDR, einige Ideen wurden von Vera und Andrej gemeinsam geboren. Gudrun Hanff hält Seminare zur Politischen Ökonomie und betreibt Materialstudien zu ihrem Dissertationsthema „Zur Rolle der Instandhaltung und des Service unter den veränderten Reproduktionsbedingungen des modernen Kapitalismus …" Wolfgang Knoll überlegt mit seinen Kollegen, wie beschwerliche Transport-, Umschlags- und Lagerprozesse im Betrieb von den Menschen auf Roboter übertragen werden können.

Schlüssel fürs Fleisch

Mit Judith Kons fahren wir in die LPG(T) Blowatz. Klee und Luzerne sind schwer silierbar, leicht kann es zu Fehlgärungen kommen, das Futter stinkt, kein Schwein geht da mehr ran. Die Blowatzer erproben seit einiger Zeit erfolgreich eine neue Methode der Konservierung „schweinegerechten Grobfutters", sie benutzen dazu eine Mischung aus Wasser und anorganischen Säuren. Das sieht sich Judith gründlich an – und beriecht es. Sie ist Kreisfutterökonom in Wismar, ganz jung noch im Amt. Was den Blowatzern recht ist, sollte den anderen Tierproduzenten im Wismarschen billig sein.

Noch etwas hat sie in dieses Dorf geführt. Mich würde mal interessieren, was dieser komische Rechner so ausspuckt, sagt sie. Der stellvertretende Vorsitzende und LPG-Futterökonom zeigt ihr die AUSMAWI II. Das heißt Auswertung der Material- sprich Futterwirtschaft. Hinter den Zahlenkolonnen verbirgt sich folgendes: Die Tierproduzenten des Bezirkes geben ihre betrieblichen

Keine kleinen Fische

Daten an das Organisations- und Rechenzentrum Rostock, wo die Angaben in einen Computer eingespeist werden. Zurück kommen unter anderem exakte Aussagen über das Verhältnis zwischen Fleischerzeugung und Futteraufwand. Natürlich muß man den Code entschlüsseln können. 1128 zum Beispiel ist eine bestimmte Art von Silage, 81 der Verbrauch von Futter, 4040 sind Färsen, 4100 die Schweine... Der LPG-Vorsitzende, ein erfahrener tüchtiger Bauer, fühlt sich vorerst ausgesperrt. Mir ist, sagt er, als ob Mutter ein Zimmer der Wohnung dichtgemacht hat. Ich will, ich muß aber wissen, was da drin vorgeht. Und was, wenn der, der den Schlüssel dazu hat, mal krank ist...?

Die beiden Jungen sehen darin kein Problem. Wir müssen uns den Rechner dienstbar machen, sagen sie, darauf kommt es an. Für uns im Kreis sind die Tabellen ideal! Judith hat Feuer gefangen. Klare, übersichtliche Resultate, man erkennt gleich, wo Reserven sind, keiner kann mehr Versteck spielen und uns was vormachen! Futter kostet Geld, manchmal Devisen, wir müssen 'runter mit der eingesetzten Futtermenge pro Kilo produzierten Fleisches. Wismar glänzt nicht gerade, was das betrifft. Judith weiß wohl, worauf sie sich eingelassen hat.

Als sie 1982 zurückkam aus der Sowjetunion, hat sie in einer 700er Milchviehanlage gearbeitet, mal an diesem, mal an jenem Platz. Dann fiel der Leiter aus, sie wurde über Nacht Chef. Ich habe in Charkow eine breitgefächerte Ausbildung bekommen, sagt sie, ich hab' das verglichen mit Absolventen in der DDR, ich bin nie in Schwierigkeiten geraten. Als der Leiter nach langer Krankheit wiederkam, mußte sie ins zweite Glied zurück. Sie fühlte sich unterfordert, nahm an, als das Angebot vom Rat des Kreises kam. Die Futterökonomen dort hatten in der Vergangenheit häufig gewechselt. Judith macht sich keine Illusionen: Eigentlich müßte ein alter Hase auf diesem Posten sitzen, eigentlich bin ich mit meinen anderthalb Jahren Praxis viel zu grün dafür. Was hilft's, ich werde arbeiten und lernen. Wenn es mir gelingt, das Ding richtig in Gang zu bringen, was seine Zeit braucht, das macht doch Spaß!

Zahn der Zeit

Der Älteste unter den Jungen zuletzt, Joachim Härtel. Wir treffen ihn beim Bereitschaftsdienst in der Rostocker stomatologischen Universitätsklinik. Es geht nicht allzu stürmisch zu an diesem Abend, dennoch wird unser Gespräch immer mal wieder unterbrochen. Eine Mutter stellt ihren vierjährigen Jungen vor. Der ist von einem größeren Mädchen geschubst worden, nun hängen einige Vorderzähne ganz lose. Joachim Härtel zieht den lockersten, die anderen soll der Kinderstomatologe morgen mit einer Kunststoffschiene fixieren, sie wachsen sicher wieder an. Ein Mann mit unförmig geschwollenem

Gudrun Hanff, 26, wissenschaftlicher Assistent/Aspirant an der Sektion Sozialistische Betriebswirtschaft der Ingenieurhochschule Wismar. 1976 bis 1981 Studium an der Universität Rostow am Don. Hier mit Professor Dr. Mösken, Vorsitzender der DSF-Grundorganisation, und Dr. Bodamer bei Kapitän Wachnin, dessen 17 000-Tonnen-Kühlschiff zur Durchsicht in der Werft liegt. Zweck des Besuches: Vereinbarung eines Betreuungsprogramms für die Besatzung.

Gesicht erscheint. Die Anästhesistin wird geholt. Joachim Härtel öffnet den Abszeß. Die Schwester steckt den Kopf durch die Tür: Herr Oberarzt, Patient A., Blutdruck 90 zu 70! Der Mann ist heute von früh halb zehn bis nachmittags um vier operiert worden. Mundbodenkrebs. Der Doktor sieht nach dem Rechten.

Joachim Härtels Fach ist die Kieferchirurgie. Aus Stawropol hatte er seinerzeit eine spezielle Methode zur Kieferbruchbehandlung mitgebracht, auf dieser Grundlage entstand seine Promotion A. Die Promotion B erwarb er bereits fünf Jahre später, zusammen mit einem Kollegen, sie unterbreiteten weiterentwickelte Methoden zur Kieferbruchbehandlung.

An den nächtlichen Dienst schließt sich eine weitere Tagschicht an. Insgesamt wird Joachim Härtel dann 32 Stunden in der Klinik gewesen sein. Sechsmal im Monat etwa ergeht ihm das so. Die Frau, auch Ärztin, bringt es auf drei bis vier Nachtdienste. Ganz schöner Betrieb, sagt Joachim Härtel. Und: Ein bißchen leichter hatte ich mir das Leben schon vorgestellt, damals, als ich antrat…

Ähnliches haben wir von Helmut Winkler gehört. Arbeit „im Fisch", Bauen am zweiten Doktortitel, stellvertretender Parteisekretär der SED-Grundorganisation bei den Biologen, Schule der sozialistischen Arbeit in einem Gewerkschaftskollektiv des Botanischen Gartens – und führendes Mitglied der Gruppe Wildfisch im Kulturbund. Sie bemühen sich, die Fischfauna der DDR zu erfassen und das, was da ist, zu erhalten. Fische hört und sieht man nicht, Vögel würde jeder gleich vermissen. Alle „Einzelkämpfer" auf diesem Gebiet sollen bezirksweise in solchen Kulturbundgruppen erfaßt werden, die staatlichen Organe unterstützen das. Glücklicherweise sind zwei der drei Winkler-Kinder schon so weit, daß sie mit auf Wochenendexkursionen gehen können, was sich gut auswirkt aufs häusliche Klima.

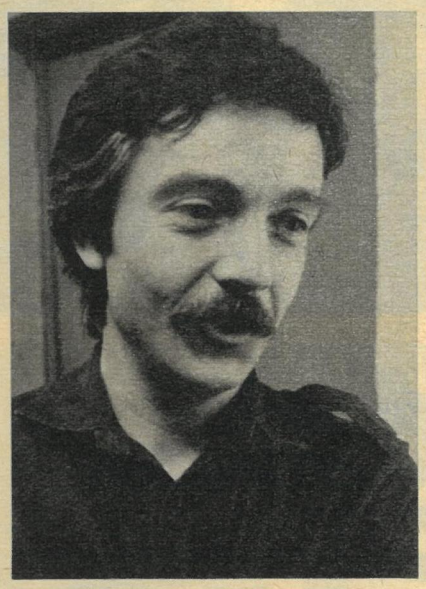
Allmählich, sagt Helmut Winkler, fühle ich mich an der Grenze meiner Leistungsfähigkeit. Aber er sagt es wie Joachim Härtel nicht klagend. Es klingt mehr wie: Was willst du machen, du wirst eben gebraucht!

Neben mir auf dem Schreibtisch liegt eine Meldung, die ich unterm Datum vom 30. April aus der Zeitung geschnitten habe. Ein Zitat aus der „Frankfurter Allgemeinen". Nach den neuesten Angaben der Bundesanstalt für Arbeit in Nürnberg waren im September 1983 in der BRD schon 105 000 „Erwerbspersonen mit Hochschulabschluß" als arbeitslos gemeldet. 1973 waren es knapp 10 000. Von 1982 bis 1983 stieg die Zahl der arbeitslosen Akademiker um 28 Prozent, bei den Berufsanfängern sogar um 34 Prozent.

★

Zehn DDR-Absolventen sowjetischer Hochschulen, zehn junge Bürger unseres Landes, denen ihr Staat, wie wir gesehen haben, ein gutes Stück Arbeit und Verantwortung übertragen hat. Aber es geht ja nicht um das Fachliche allein. Wie haben sie es überstanden, dieses Fädenzerschneiden damals zu Hause und das Wurzelnschlagen in einem anderen Land, den abermaligen Abschied nach langen Jahren und das Zurückverpflanzen, den Wechsel dazu noch vom temperierten Hörsaal in die rauhere Luft der Praxis? Welche prägenden Erlebnisse hatten sie während ihrer Studienzeit, wie wurde dadurch ihr politischer Standpunkt bestimmt? Wie erleben, wie praktizieren sie Verbindung zu ihrem Gastland heute, welchen Stellenwert hat die Arbeit in der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft für sie, und wie sorgt sich die DSF um die Absolventen?

Zwei aus der Generation der ersten DDR-Studenten in der Sowjetunion, die sich sehr um die Jungen von heute kümmern: Prof. Dr. Stengel, Vorsitzender der DSF-Kreisorganisation Rostock-Stadt, und Prof. Dr. Lange, Vorsitzender der Absolventenkommission beim Bezirksvorstand.



Dr. Werner Rebelein, 30, wissenschaftlicher Oberassistent an der Sektion Landtechnik der Universität Rostock, 1972 bis 1980 Studium und Aspirantur an der Hochschule für Maschinenbau in Rostow am Don. Vor 13 Jahren bereits von FW interviewt (siehe nächstes Heft).

Vera Schleicher, 27, Lehrer im Hochschuldienst an der Sektion Technologie der Elektrotechnik/Elektronik der Ingenieurhochschule Wismar. 1974 bis 1979 Studium an der Hochschule für Maschinenbau Saporoshje.

Frank Ihlenburg, 27, wissenschaftlicher Assistent/Aspirant an der Abteilung Mathematik/Naturwissenschaften der Ingenieurhochschule Wismar. 1974 bis 1979 Studium an der Staatlichen Universität Minsk. Verteidigung der soeben abgeschlossenen Dissertation demnächst.

Lesen Sie im nächsten Heft:

Die ganz besonderen Jahre

Die Redaktion dankt dem Bezirksvorstand Rostock, den Kreisvorständen Wismar und Rostock-Stadt sowie den Leitungen der Grundorganisationen der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft an der Ingenieurhochschule Wismar und an der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock für freundliche und tatkräftige Unterstützung.

FREIE WELT

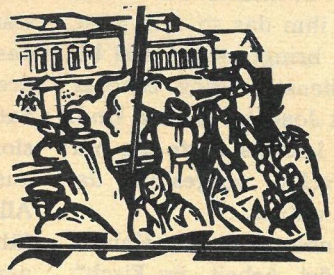
Preisgekrönt

Die Intourist-Werbefilme „Von Tbilissi nach Baku" und „Von Petersburg nach Leningrad" wurden auf den Festivals in Tarbes (Frankreich) beziehungsweise in Karlovy Vary (ČSSR) ausgezeichnet. Beide Streifen können von Institutionen und Filmklubs bei der Intourist-Vertretung in der DDR, 1080 Berlin, Friedrichstraße 153 a, auf schriftliche Bestellung ausgeliehen werden. Des weiteren die Filme „Russischer Winter", „Sowjet-Tadshikistan lädt ein" und „Eine unvergeßliche Reise in die UdSSR".

Geschützt

Zum staatlichen Schutzgebiet wurde der Schloßpark von Pawlowsk, 32 Kilometer südlich von Leningrad, erklärt. Die einstige Zarenresidenz aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nimmt eine Fläche von 600 Hektar ein. Park, Barockschloß, Pavillons, Grotten und Brücken präsentieren sich nach fast dreißigjähriger Restaurierung wieder im ursprünglichen Aussehen. Fahrten nach Pawlowsk organisiert die Intourist-Filiale in Leningrad sowohl für Einzeltouristen als auch für Reisegruppen.

Fotos: TASS/I. Tschochonelidse, TASS/A. Owtschinnikow, TASS/I. Predelis;
Vignette: Hille Blumfeldt;
Redaktion: Norbert Kaiser



Neues Diorama

Den Moskauer Kämpfen der Revolution von 1905 ist ein neues dreidimensionales Panoramabild gewidmet, das im hauptstädtischen Museum „Krasnaja Presnja" (Metrostation Barrikadnaja) gezeigt wird. Geschützdonner vom Tonband und künstlicher Feuerschein über Barrikaden vermitteln ein derart wirklichkeitsnahes Geschehen, daß man als Betrachter glauben könnte, unmittelbarer Teilnehmer der historischen Ereignisse zu sein. Das über 200 Quadratmeter große Gemälde wurde von J. I. Deschalyt gestaltet. Eine Vorführung dauert zehn Minuten. Für Gruppen werden die Kommentare in Russisch, Deutsch, Englisch, oder Französisch gegeben.

Aus Natalies Zaubersprüchen:

Reichst du mir eine Beere, will ich den ganzen Korb!

Termine

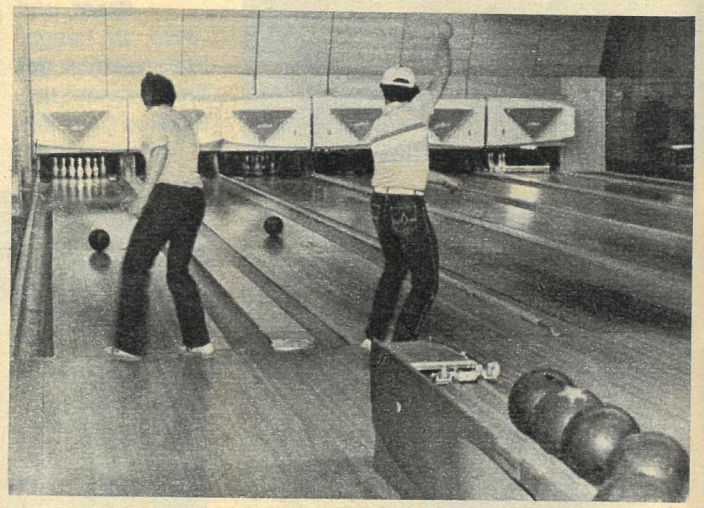
Traditionelle Kunstfestivals in der Sowjetunion
(zweite Jahreshälfte)
Folklore-Abende von Pizunda
Pizunda
Juni–September
„Weiße Nächte"
Leningrad
21.–29. Juni
„Taschkenter Goldener Herbst"
Taschkent
10.–20. September
Folklore-Fest in Garni
Jerewan
4.–7. Oktober
„Melodien Sowjet-Transkaukasiens"
Baku
5.–13. Oktober
„Belorussischer Musikherbst"
Minsk
20.–30. November
„Russischer Winter"
Moskau
25. Dezember–5. Januar

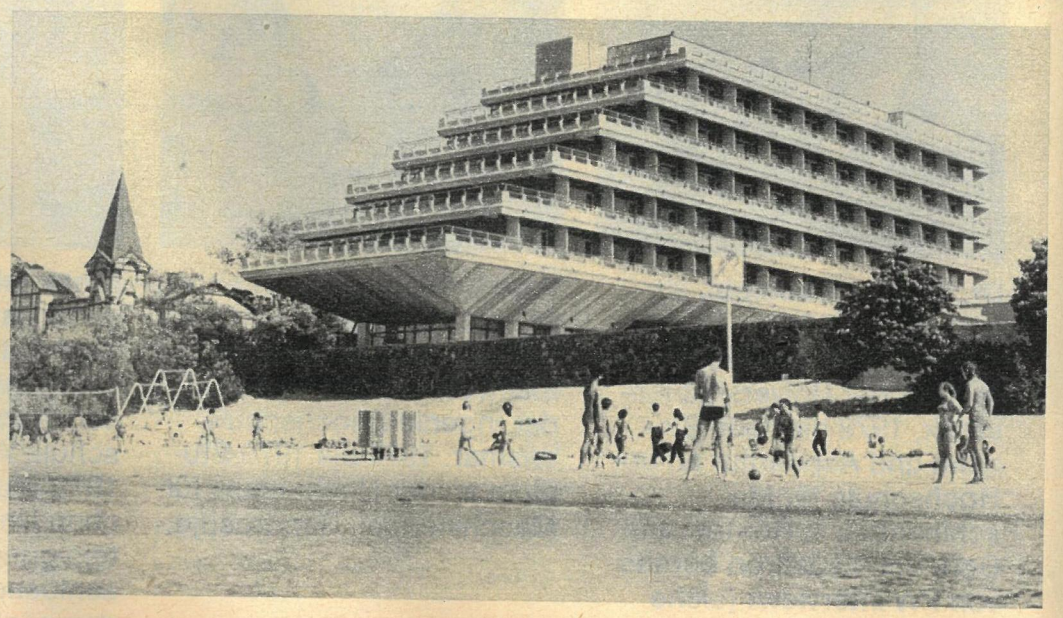
Badeort mit Perspektiven

Feinkörniger Strand, Mineralquellen, Heilschlamm, Fichten- und Kiefernwälder bilden die natürlichen Grundlagen des Kurortes Jurmala an der Rigaer Bucht. Etwa 30 Kilometer Ostseeküste können gegenwärtig von den Feriengästen genutzt werden. (Foto unten: das neue Sanatorium „Rishskoje Wsmorje"). Auf 70 Kilometer Länge soll der Strand bis 1990 ausgebaut sein. „Damit ist die Kapazität jedoch noch nicht erschöpft", sagt Sebalis Willis, Leiter der Verwaltung für kommunale Versorgung, bei unserer Stippvisite. „120 Kilometer sind durchaus möglich, wenn wir effektivere Methoden zur Dünenbefestigung finden; im vorletzten Winter spülten Unwetter bis zu 70 Zentimeter von der Küste weg. Jährlich müssen wir 200 000 Rubel zur Erhaltung des Strandes ausgeben."

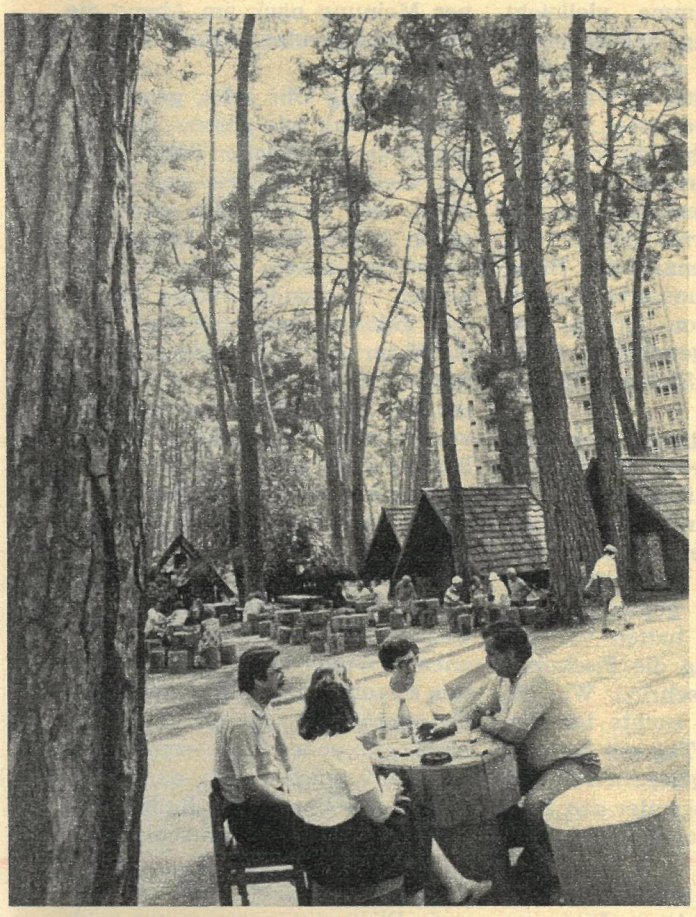
Weitere Schwerpunkte des Generalplanes bis 1990 sind: ein Intouristhotel mit 600 Plätzen, eine Umgehungsstraße, die Jurmala gänzlich vom Durchgangsverkehr befreit, und eine Gasleitung aus Riga für das zentrale Heizwerk, um die Luftverschmutzung weiter einzudämmen. Ein Betrieb, der Sportboote herstellt, soll aus der Kurzone ins Randgebiet verlegt werden.

Jurmalas Klima begrenzt die Badesaison auf zwei bis drei Monate. Die durchschnittlichen Wassertemperaturen liegen im Sommer zwischen 18 und 19 Grad C. – Foto unten: Zeitvertreib beim Bowling im „Palast der Attraktionen", in dem auch Kurortfeste, Konzerte, ein Neptun-Karneval und Ausstellungen veranstaltet werden.





Das 1125jährige Gründungsjubiläum feiert in diesem Jahr Nowgorod. Zu den touristischen Attraktionen der altrussischen Stadt an der Fernverkehrsstraße Moskau–Leningrad gehört das restaurierte Jurjew-Kloster (Kathedrale aus dem 12. Jahrhundert) am Ilmensee (Foto oben) und der Kreml.



Pizunda, der internationale Ferienort am Schwarzen Meer, zeichnet sich durch ein mildes, gesundheitsförderndes Mikroklima aus. Für ozonreiche Luft sorgt jahrhundertealter Kiefernwald, der die Hotelkette umschließt (Foto oben).

Neu im Angebot

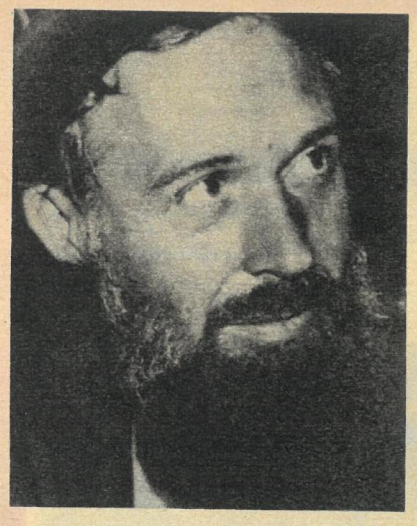
Für die Sommersaison 1984 offeriert das Reisebüro der DDR eine neue 17-Tage-Route nach Suchumi am Schwarzen Meer (12tägiger Pauschalaufenthalt in der Hauptstadt der Abchasischen ASSR). Hin- und Rückflug erfolgt über Moskau. Unterkunft: Zweibettzimmer im Hotel „Abchasia". Der Preis liegt je nach Reisemonat zwischen 1580,– und 1725,– Mark.

Im Programm für Suchumi sind enthalten: Der Besuch der berühmten Affenfarm des Instituts für Experimental-Pathologie, eine Tagesfahrt ins Kaukasusvorland zum Amtkel-See, die Besichtigung des Botanischen Gartens und ein Ausflug in die Karsthöhlen von Nowy Afon, die mit über einer Million Kubikmeter zu den größten der Welt zählen; in der Kathedrale des Kurstädtchens befindet sich eine Zweigstelle des Staatlichen Abchasischen Museums.

Das Reiseziel hat subtropisches Klima, deshalb ist Interessenten mit Herz-Kreislauf-Beschwerden vor der Buchung eine Arztkonsultation zu empfehlen.

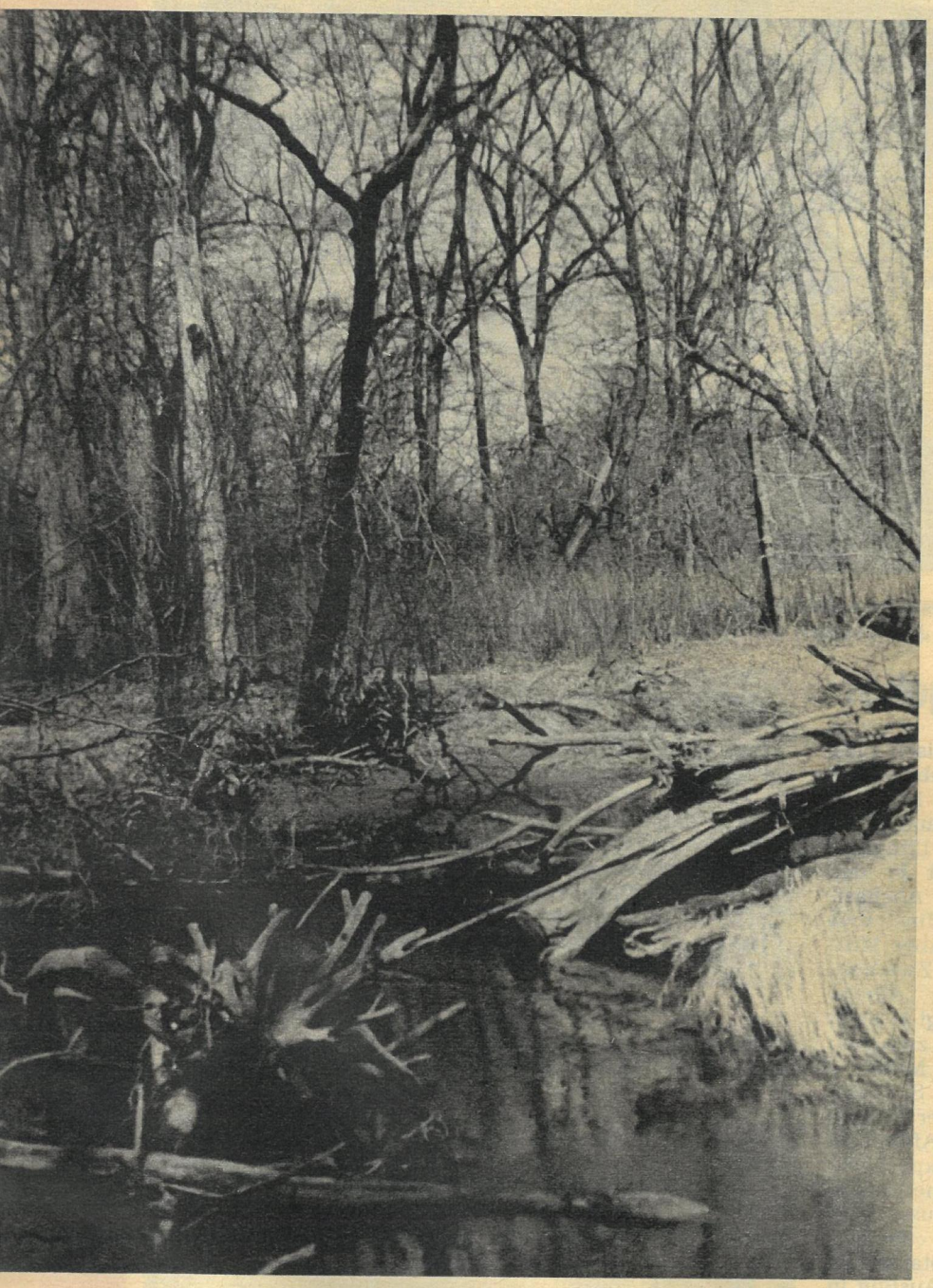
„Touristenzentren der UdSSR" heißt ein neuer Reiseführer des Moskauer Fremdsprachenverlages „Raduga". Das mit zahlreichen Farbfotos ausgestattete Buch wird auch in die DDR exportiert; Preis: 21,20 Mark. Es umfaßt 253 Seiten und informiert in 13 Kapiteln über alle internationalen Reiseziele der Sowjetunion. Den Band komplettieren Klimahinweise, Tips zu Zoll-, Post- und Verkehrsbestimmungen sowie ein Hotelverzeichnis, das die entsprechenden Service-Einrichtungen, Anschriften und Telefonnummern enthält. Schematisierte Karten helfen bei der Orientierung in den einzelnen Reisegebieten.

Eine Schwalbe macht noch keinen Frühling – zwei jedoch verheißen den Sommer.



Vier Jahre lang war Juri Pukinski, sowjetischer Ornithologe (links), auf der Suche nach der größten Eule der Welt – dem Riesenfischuhu. Dieser Vogel mit einer Flügelspanne von zwei Metern kommt nur in der Mandschurei, in Nordjapan und im sowjetischen Küstengebiet zwischen Ussuri und Japanischem Meer vor. Bis in jüngste Zeit wußten selbst Fachleute nur sehr wenig über diesen seltenen Riesenvogel. Pukinski spürte ihn im Einzugsgebiet des Bikin (unten) auf, beobachtete ein Elternpaar und seine zwei Jungen (rechts) neunzehn Tage und Nächte.

Am Nest der Rieseneule



Die Ereignisse der folgenden Nächte könnten den Stoff für einen Krimi abgeben. Da war alles drin: unheimliche Schreie in der Nacht, sich verlierende Spuren, Verfolgung und schließlich ein Happy-End...

4. Mai. Um Mitternacht hörte ich zehn Kilometer oberhalb meines provisorischen Rastplatzes am Bikin zwei Riesenfischuhus. An der Stimme erkannte ich, daß es sich um zwei junge Vögel handelte, die wahrscheinlich während der Vorjahressaison das Nest verlassen hatten. Gegen Morgen begab sich dieses Paar vom Futterplatz weg etwa einen Kilometer flußaufwärts, danach verlor ich seine Spur. Meine Suche tagsüber blieb ohne Ergebnis.

5. Mai. Spät in der Nacht stieß ich wieder auf Fischuhus. Dieses Mal gelang es mir, herauszufinden, daß außer den beiden in der letzten Nacht festgestellten Jungvögeln in diesem Gebiet mindestens auch noch ein Altvogel sein Revier hat. Sein Erscheinen war von erregten Rufen und Pfiffen der Jungen begleitet. Etwa eine Stunde später erhoben sich alle drei plötzlich und flogen den Bikin aufwärts.

6. Mai. Seit dem Abend lauschte ich aufmerksam auf jedes Geräusch, jeden Laut. Vor Sonnenaufgang hörte ich die Riesenfischuhus wieder rufen. Die Vögel heulten fast gleichzeitig aus unterschiedlichen Richtungen. Obwohl die Rufe von weither kamen und sich die Stimmen zu einem einzigen gedehnten Heulton vereinigten, sagte mir meine innere Stimme, vielleicht auch die Erfahrung, daß es junge Vögel waren, die stromab riefen. Ich mußte also weiter aufwärts ziehen, wo die Altvögel riefen.

Trotz der nächtlichen Stunde und der Dunkelheit warf ich den Motor an und stieß das Boot vom Ufer ab. In völliger Finsternis „kroch" ich mit geringer Tourenzahl den Bikin aufwärts. Als es dämmerte, war ich fünf Kilometer von Krasny Jar weg. In der morgendlichen Stille glaubte ich in der Siedlung Hunde bellen zu hören.

Die Nähe menschlicher Wohnstätten ließ mich wieder an der Genauigkeit meiner nächtlichen Beobachtungen zweifeln. Aber ein Irrtum war so gut wie ausgeschlossen. Genau hier, fünf Kilometer von Krasny Jar weg, gegenüber der Olonskaja Sopka, hatten vor der Morgendämmerung die Fischuhus das letzte Mal geschrien. Wie ein Rassevorstehhund suchte ich den ganzen folgenden Tag mit meinem Kahn die nächstgelegenen Inseln ab, doch außer Kot unter den Bäumen und zwei Vogelfeldern fand ich nichts.

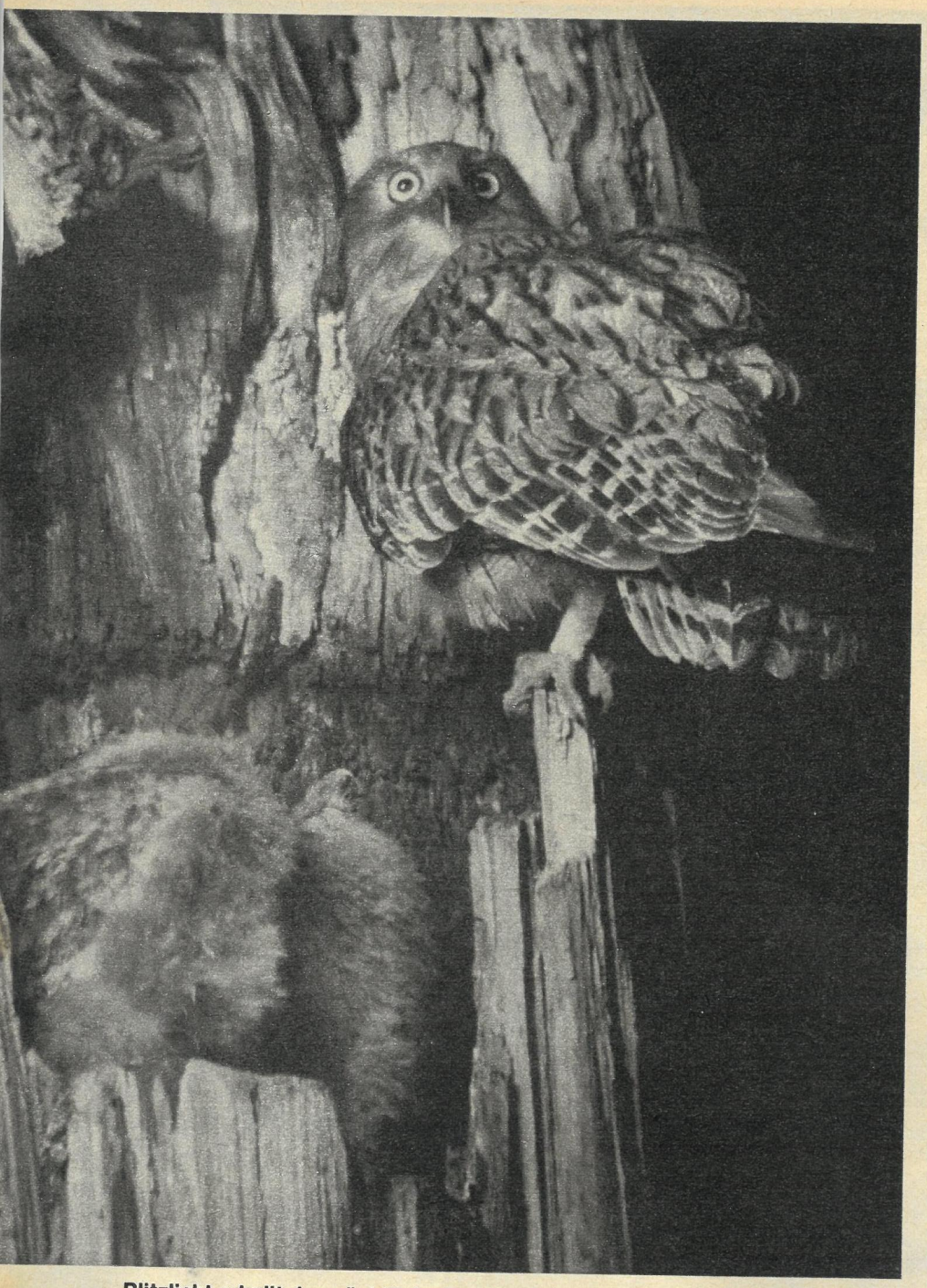
7. Mai. Am Abend machte mich Nikolai Sigde auf einem Bikinarm ausfindig. Vom Osten kam Regen auf. Nikolai warf einen Blick zum Himmel und riet mir, in die Siedlung zu fahren und mich etwas auszuruhen. Übermorgen sei der 9. Mai, der Tag des Sieges, und in Jar würde ein großes Volksfest stattfinden, wie er sagte. Ich schwankte. Wir saßen und rauchten, und die Zeit verging. Die Fischuhus selbst entschieden schließlich alles. Als sich der Schatten der Olonskaja Sopka auf das gegenüberliegende Ufer des Bikin schob, riefen dort gleichzeitig zwei Vögel. – „Nein, ich bleibe. Ich kann von hier nicht weg!" sagte ich meinem Gastfreund.

8. Mai. Am Tage durchstreifte ich mehrere Male den Bereich, wo meiner Meinung nach am Abend die Fischuhus gerufen hatten – wieder kein Ergebnis.

Um zwanzig Uhr zehn, genau zur gleichen Zeit wie gestern und ungefähr an der gleichen Stelle, hörte ich wiederum Schreie von Fischuhus. Das Revier war mir jetzt schon bekannter; ich konnte genauer ausmachen, woher die Laute kamen – hundertfünfzig Meter vom Bikin entfernt und etwa siebzig Meter von einem seiner Nebenarme. Von dort hörte man sie auch um ein Uhr nachts und morgens vor Anbruch der Dämmerung. Das besagte doch schon etwas! Die Erregung packte mich. Es sah so aus, als ob sich hier das Nest finden sollte!

Der Auenwald stand noch kahl, man konnte hindurchblicken. Die trockene Ulme mit dem abgebrochenen Wipfel war schon von weitem zu sehen. Den unteren Teil des abgestorbenen Riesen bedeckte frisch grünendes Faulbeerjungholz. Ich hatte mich schon daran gewöhnt, alle Bäume der Reihe nach zu mustern. Meine von schlaflosen Nächten entzündeten Augen taten ganz mechanisch ihren Dienst, mein Blick glitt routinemäßig auch an diesem trockenen Baum von oben nach unten entlang. Aber irgend etwas hielt ihn auf. Ich blieb stehen, sah genauer hin, konnte

Fortsetzung Seite 20



Blitzlicht erhellt das nächtliche Familienleben der Fischuhus.

Am Nest der Rieseneule

aber nicht begreifen, was es an diesem Baum Besonderes gab. Eine Höhlung war nicht zu sehen. Doch der Blick blieb beharrlich an der Stammitte hängen. Da schwirrten ein paar große Fliegen umher! Bei den anderen zuvor abgesuchten Bäumen hatte ich das nicht ein einziges Mal gesehen. Behutsam auftretend, damit ja kein Zweiglein knacken konnte, dabei die trockene Ulme nicht aus den Augen lassend, ging ich um den Stamm herum. Der Spalt einer Höhlung zeigte sich, und nun sah ich die große Nische ganz. Sechs, sieben Meter über der Erde. Ich begriff noch nicht recht, was geschehen war, starrte in das Dunkel der Höhle und erblickte dort – den Kopf eines Riesenfischuhus! Aus unerfindlichen Gründen flog der Vogel nicht ab. Es war wie ein Traum... Langsam drang mir ins Bewußtsein, daß mich aus der Höhlung kein ausgewachsener Vogel anblickte, sondern ein schon großer, fast ganz befiederter Jungvogel. Noch langsamer registrierte der Verstand, daß ich endlich das Nest eines Riesenfischuhus gefunden hatte.

Ich stand da, ohne mich zu rühren. Dann setzte ich mich. Der Jungvogel betrachtete mich immer noch von oben mit seinen runden hellorangefarbenen Augen.

Ich mußte so schnell wie möglich meine Sachen vom verlassenen Lager holen und dann nach Krasny Jar fahren. Dort würde ich Nägel besorgen, um eine Leiter zu zimmern, und Lebensmittel sowie alle Gerätschaften mitnehmen, die ich im Ort zur Aufbewahrung hinterlassen hatte.

Den ganzen Tag hatte ich alle Hände voll zu tun. Nikolai Sigde, der gekommen war, um sich das Nest des Fischuhus anzusehen, half mir die Leiter zimmern und am Nest aufstellen. Als ich den Baum hinaufkletterte, erwartete mich eine Überraschung: Das Nest enthielt nicht einen, sondern zwei Jungvögel!

Die meiste Zeit brauchte ich für die „Elektrifizierung" des Nestes. Erstens hängte ich in der Höhle selbst ein elektrisches Lämpchen auf, damit ich nachts sehen konnte, was sich im Nest tat. Zweitens installierte ich neben der Einflugöffnung zwei Reflektoren mit je vier Lampen vom Blitzlichtgerät, mit deren Hilfe ich nachts Dokumentarfotos machen konnte. Zehn Meter vom Nest entfernt stellte ich – gut getarnt – ein kleines Zelt auf. Dorthin kamen Optik und Schlafsack.

Am Nest des Riesenfischuhus verbrachte ich ohne Ablösung rund um die Uhr neunzehn Tage und Nächte hintereinander, und fast jede Nacht entdeckte ich etwas Neues im Leben dieser bisher kaum erforschten Vögel. Bereits in den ersten Nächten stellte ich fest, daß das dumpfe, allmählich leiser werdende „Huu-huuuu" zu dem Männchen gehörte. Einen Ton tiefer, aber insgesamt lauter und gedehnter ruft das Weibchen des Riesenfischuhus. Aus der Ferne klingt sein Ruf wie ein hallendes „Uiuiui-huiuiuiuiuiui".

Die einzelnen Rufe von Männchen und Weibchen haben beim Fischuhu eine ähnliche Aufgabe wie die Rufe von Pilzsuchern im Wald. Mit ihrer Hilfe halten die Paare Kontakt untereinander, noch unverpaarte Vögel finden sich. In der ersten am Nest verbrachten Nacht war ich unbeschreiblich verwundert, als ich mit eigenen Augen die Balz der Riesenfischuhus beobachtete.

Um 20 Uhr 8 Minuten baumte auf einer alten Erle, die ihre ausladenden Zweige fast bis auf mein verborgenes Zelt herabhängen ließ, ein zerzaustes Männchen auf. Nachdem es mit blaßgelben Augen seine Umgebung gemustert hatte, rief es böse, so schien es mir wenigstens, in Richtung Westen. Hinter seinem Rücken, von irgendwoher aus dem Zedernwald, der sich an den Auenrand anschloß, meldete sich augenblicklich mit schallender Stimme das Weibchen.

Einige Minuten später ließ es sich, nachdem es von verschiedenen Plätzen her gerufen hatte, schwerfällig auf dem Zweig neben dem Männchen nieder. Die Vögel musterten einander kritisch, warfen einen flüchtigen Blick auf die Jungen, die die beiden Alten nicht aus den Augen ließen, und begannen plötzlich angestrengt zu rufen. Das war ihre Balz.

Ich blickte auf das Paar und konnte nicht fassen, daß der von mir schon so oft gehörte Balzgesang, den ich immer für den Ruf des Männchens gehalten hatte, in Wirklichkeit nichts anderes war als ein Duett.

Die Uhus über mir sangen nun schon zwanzig Minuten, ohne aus dem Rhythmus zu kommen. Bald der eine, bald der andere Vogel machte aus Anstrengung vor dem nächsten Ruf einen krummen Rükken und zog den Kopf ein. Dann schwollen den Vögeln die Hälse, das Gefieder sträubte sich, vibrierte leicht im Takt der ausgestoßenen Laute. Dabei spreizten sich die weißlichen Federn an der Kehle, so daß ihre Kiele zu leuchten schienen.

Andere Wünsche allerdings hatten die Jungvögel, die den ganzen Tag lang hungern mußten. Ihre Geduld war zu Ende. Sie warteten nicht ab, bis das Duett verklungen war, begannen vielmehr einen Heidenspektakel und forderten von den Eltern Futter. Denen war jetzt die Laune verdorben, und im nächsten Augenblick hatte der nächtliche Wald ihre undeutlichen Schatten verschlungen. Die von Pflichten regierte Eulennacht begann.

Die Jungvögel der Riesenfischuhus haben, wenn man sie mit den Jungen anderer Eulen verglich, nichts Besonderes an sich. Wie alle Eulenkinder sind sie großäugig und scheinen ständig aufs höchste erstaunt zu sein. Sie wirken ein bißchen unordentlich und zottelig; von ihrem Gefieder hat sich der Flaum noch nicht abgerieben.

Jeden Morgen, wenn die Fischuhus ihre „Nachtarbeit" beendet hatten, kam ich aus meinem Versteck heraus, um die Eulenwohnung zu untersuchen. Ich sammelte Federn, die von den Altvögeln stammten, und verfolgte deren Mauser, untersuchte die Reste der nächtlichen Mahlzeit der Eulenkinder und konnte mir so eine Vorstellung von deren Zusammensetzung verschaffen. Ein nicht unwichtiger Grund für meine täglichen Besuche auf dem Baum mit der Höhle war der Wunsch, wenigstens für einige Minuten am Tag ganz in der Nähe der Junguhus zu sein. Sie durch längere Besuche zu beunruhigen, wagte ich nicht.

Am 15. Mai wurde der ältere Jungvogel – er war auch etwas größer – plötzlich erregt, als sähe er mich zum ersten Mal. Die Federn standen ihm zu Berge, die Flügel entfalteten sich zu Fächern, er trat von einem Bein auf das andere, so daß der ganze Körper schwankte, und knappte drohend mit dem Schnabel – so reagieren die meisten Eulen bei Gefahr. Was bewies, daß die Jungen nicht nur wuchsen, sondern auch allmählich die Gewohnheiten ausgewachsener Vögel annahmen. Natürlich beeilte ich mich, „aufs höchste erschrocken", schnell den Baum hinabzuklettern. Das Eulenjunge schien befriedigt. Von seiner Kraft überzeugt, verharrte es noch eine ganze Weile so aufgeplustert. Es war mit sich zufrieden, und ich mit ihm.

Auseinandersetzungen unter den Geschwistern gab es selten. Natürlich reckten sie sich den Eltern entgegen und stießen einander mit den „Ellenbogen". Oft guckte der eine mit unverhohlenem Neid, wenn es dem anderen gelungen war, sich der von den Eltern mitge-

brachten Beute zu bemächtigen. Aber sie gehörte dem, der sie als erster packte.

Daß der größere Jungvogel seine Kraft nutzte und dem kleineren das Futter wegnahm, geschah sehr selten. Er hielt es anscheinend für ehrenhafter, kläglich zu pfeifen und damit die Eltern anzutreiben, wieder auf Jagd zu fliegen, als zu versuchen, die Nahrung dem Schnabel des Bruders zu entreißen. Allerdings verlor der Besitzer der Beute auch keine Zeit; der im ehrlichen Zweikampf eroberte Frosch wedelte nur ein einziges Mal mit seinen langen Beinen in der Luft und verschwand dann ohne Verzug im Rachen des Vogels. Große Beute, zum Beispiel ein kiloschwerer Amurhecht, wurde von beiden Jungen zusammen gefressen, indem sie ihn abwechselnd packten und kleine Stücke davon abrissen.

Mein eigenes Leben war vollständig dem Lebensrhythmus meiner „Schutzbefohlenen" untergeordnet. Wenn sie wach waren, schlief auch ich nicht. Wenn sie, von der Nacht todmüde und von der Sonnenwärme erschöpft, endlich einschliefen, machte ich mich an meine persönlichen Dinge.

Die jungen Eulen hatten sich schon längst daran gewöhnt, daß ich mich in meinem Zelt versteckte, und reagierten so gut wie gar nicht auf mein Rumoren dort. Zwar schienen sie zu verstummen, wenn ich mich näherte, aber jetzt gerate ich bei ihnen bereits in Vergessenheit, und der Hunger meldet sich bei ihnen wieder.

Die erwachsenen Riesenfischuhus beeilen sich jedoch nicht, auf Klagerufe hin herbeizufliegen. Überhaupt verwöhnen sie die Jungen nicht, sie zeigen ihnen gegenüber keine besondere Aufmerksamkeit. Mehr noch, mich beeindruckt, wie sie mich ungestraft am Nest umhergehen und sogar in die Höhle zu den Jungvögeln nach Belieben hineinschauen lassen.

Die Eltern verblüfften mich noch durch etwas anderes. Bei allen Eulen, die ich je beobachten konnte, waren die Pflichten der Erwachsenen gegenüber den Jungtieren streng geregelt: Das kräftigere und größere Weibchen huderte, fütterte und beschützte die Jungen, das Männchen jagte und brachte Futter heran.

Fischuhus aber verhielten sich anders, hier traf ich den männlichen Vogel häufiger am Nest. Zu seinen Pflichten gehörte die Bewachung des Reviers und der Jungvögel sowie deren Fütterung. Er brachte ihnen viel öfter Nahrung als das Weibchen. Da er Wächtertätigkeit und Fütterung der Jungen in Einklang bringen mußte, jagte er in der Nähe des Nestes. Seine Beute bestand hauptsächlich aus Fröschen, von denen alle Wasserläufe zu dieser Jahreszeit buchstäblich wimmelten.

Das Weibchen dagegen blieb längere Zeit weg. Es jagte an den Bikin-Armen, und seine Beute waren in der Regel Fische. Einen Fisch fangen ist schwerer als einen der Frösche herauszuholen, die sich zum Laichen versammelt hatten. Darum kam das Weibchen auch seltener zur Höhle geflogen. Außerdem, so konnte ich ermitteln, befaßte sich die Uhu-Mutter vom Bikin nicht nur mit Jagd. Sie lehrte dieses Handwerk auch ihre vorjährigen Jungen und schaffte es zuweilen sogar, sie mit einer zusätzlichen Portion zu füttern.

In der Nacht vom 23. zum 24. Mai kraxelte der ältere Jungvogel zum ersten Mal in seinem Leben aus der Nistnische. Mit Unterstützung der Flügel gelangte er etwa anderthalb Meter in die Höhe, ließ sich dort stolz nieder und beobachtete die Ferne. Daß ihr Kücken das Nest verließ, beunruhigte die Eltern aufs höchste.

Am nächsten Tag dachte ich, das Herz bleibt mir stehen. Komme ich doch tagsüber zu den Uhujungen, da ist die Höhle leer! Aber dann zeigte sich, daß dem doch nicht so war. Die Jungvögel hatten meine Schritte schon von weitem gehört und sich versteckt. Der eine hatte sich zu einer „Säule" gestreckt und drückte sich platt gegen die Rückwand der Höhle, der andere lag flach auf dem Boden. Daß sie nicht zufällig solche Posen eingenommen hatten, verrieten ihre Augen, die sie nicht vollständig geschlossen hielten. Die Vögel beobachteten mich sozusagen mit halbem Auge. Als sie merkten, daß ich sie gefunden hatte, begannen sie sofort, ärgerlich mit den Schnäbeln zu knappen.

Ja, im Familienleben der Riesenfischuhus trat eine deutliche Wende ein. In den letzten Tagen hatte sich auch das Verhalten der Altvögel verändert. Sie kamen jetzt nicht mehr gegen acht Uhr abends auf ihre Äste geflogen und sangen auch nicht mehr im Duett; ganz allgemein waren sie stiller geworden.

Am Morgen des 28. Mai bemerkte ich, daß ein Jungvogel fehlte. Bald ließ er jedoch selbst von sich hören. Sein Pfiff kam aus Richtung Zedernwald. Der Ausflug des einen Junguhus versetzte den anderen in Aufregung. Es hielt ihn nicht länger an seinem Platz, er konnte nicht einmal den Abend abwarten. Als ich zur Mittagszeit kam, um nach ihm zu sehen, war er nicht mehr da...

Wider Erwarten fand ich die Ausgeflogenen recht schnell: Einer saß auf einem Baumknorren über einer Pfütze und betrachtete mit geneigtem Kopf die größer werdenden Ringe, die von den Bäumen fallende Tropfen bildeten. Er sah sehr selbstbewußt aus, schon nicht mehr der Jungvogel aus der Höhle, dessen Anblick mir vertraut war. Bereits von weitem fielen mir seine nach verschiedenen Richtungen abstehenden „Ohren" auf. Augen und Schnabel verliefen ineinander zu einer dunklen Maske.

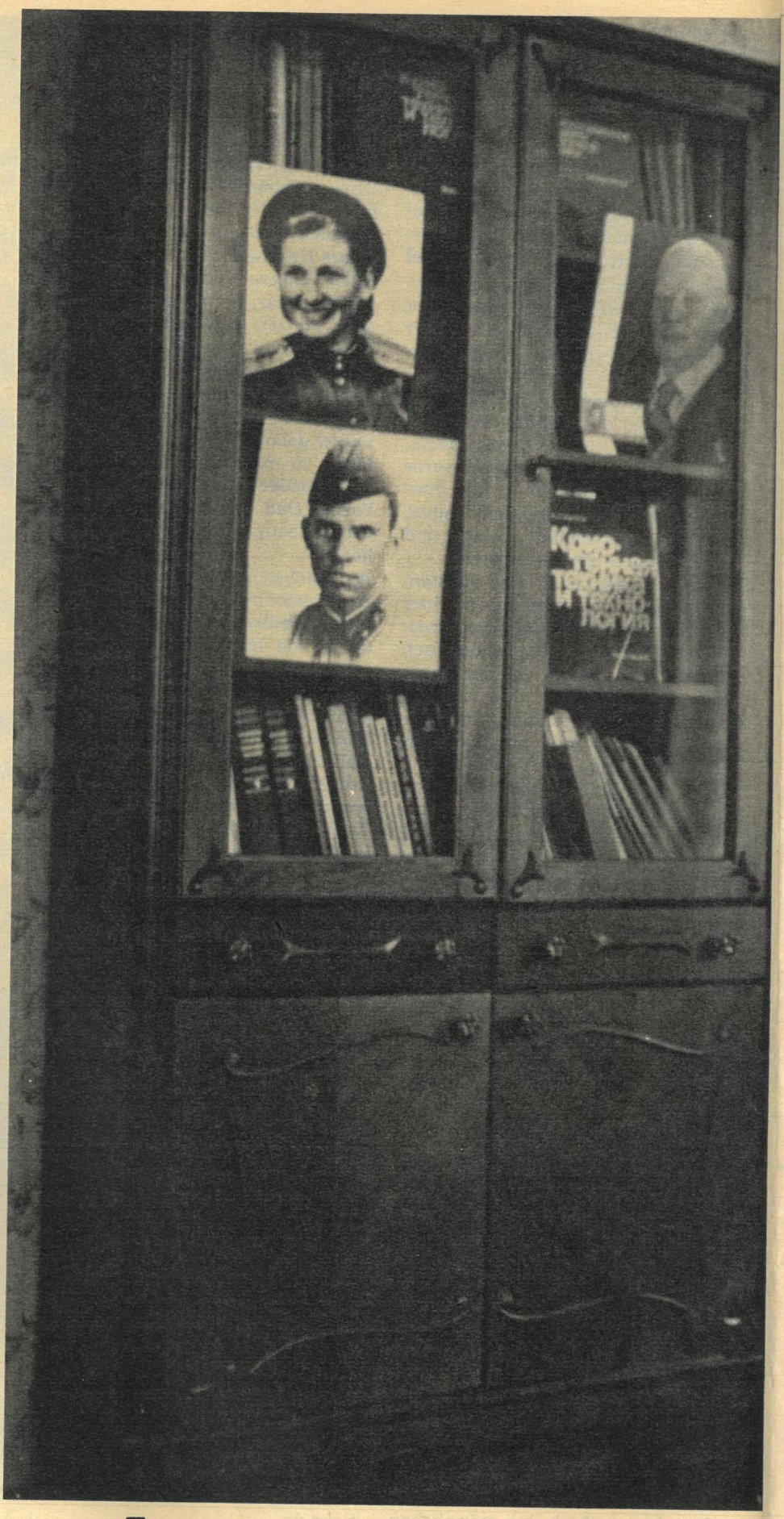
Vater Uhu bringt das erste Futter – einen lebendigen Frosch.

Der Junguhu bemerkte mich schon auf fünfzig Meter Entfernung. Aus einem rundlich fülligen Vogel verwandelte er sich sogleich in eine dünne, lange Säule mit einheitlichem „Durchmesser", vom beigefarbenen Kopf bis hinunter zu den stahlblauen Füßen. Sogar die „Ohren" waren verschwunden. In dieser Stellung verharrte er reglos, bis ich mich auf etwa fünf Schritte genähert hatte. Danach zwinkerte er mit den weißlichen Lidern, fiel plötzlich in sich zusammen und drehte mir verdrossen den Rücken zu. Ich tat noch einen Schritt. Sein Gefieder sträubte sich, und drohend knappte er mit dem Schnabel. Der zweite Junguhu, den ich auf den in die Luft starrenden Wurzeln einer vom Wind gefällten Zeder entdeckte, begrüßte mich ebenso unhöflich. Ich wünschte beiden dennoch ein glückliches Leben und sagte ihnen „Auf Wiedersehen".

Nach dem Buch „In der Ussuri-Taiga" von Juri Pukinski mit freundlicher Genehmigung des Brockhaus Verlages Leipzig

Auf einer internationalen Tagung in Paris, an der Energieexperten aus siebzig Ländern teilnahmen, hatte er als Direktor des Leningrader Instituts für Elektromaschinenbau gesprochen: Akademiemitglied Igor Glebow. Über die Zukunft neuer Generatoren referierte er auf dem Kongreß, über leistungsstarke Maschinen gewissermaßen als universelle Wärmespender aus dem Tiefgefrierschrank. Inzwischen wurde in Leningrad der erste Kryogenerator der Welt erfolgreich erprobt. Das 20-Megawatt-Aggregat, das Igor Glebow mit entwickelt hat, ist der Vorläufer starker Großgeneratoren der nächsten Jahrzehnte, dessen Rotorwicklung mit flüssigem Helium auf −269 Grad Celsius gekühlt wird.

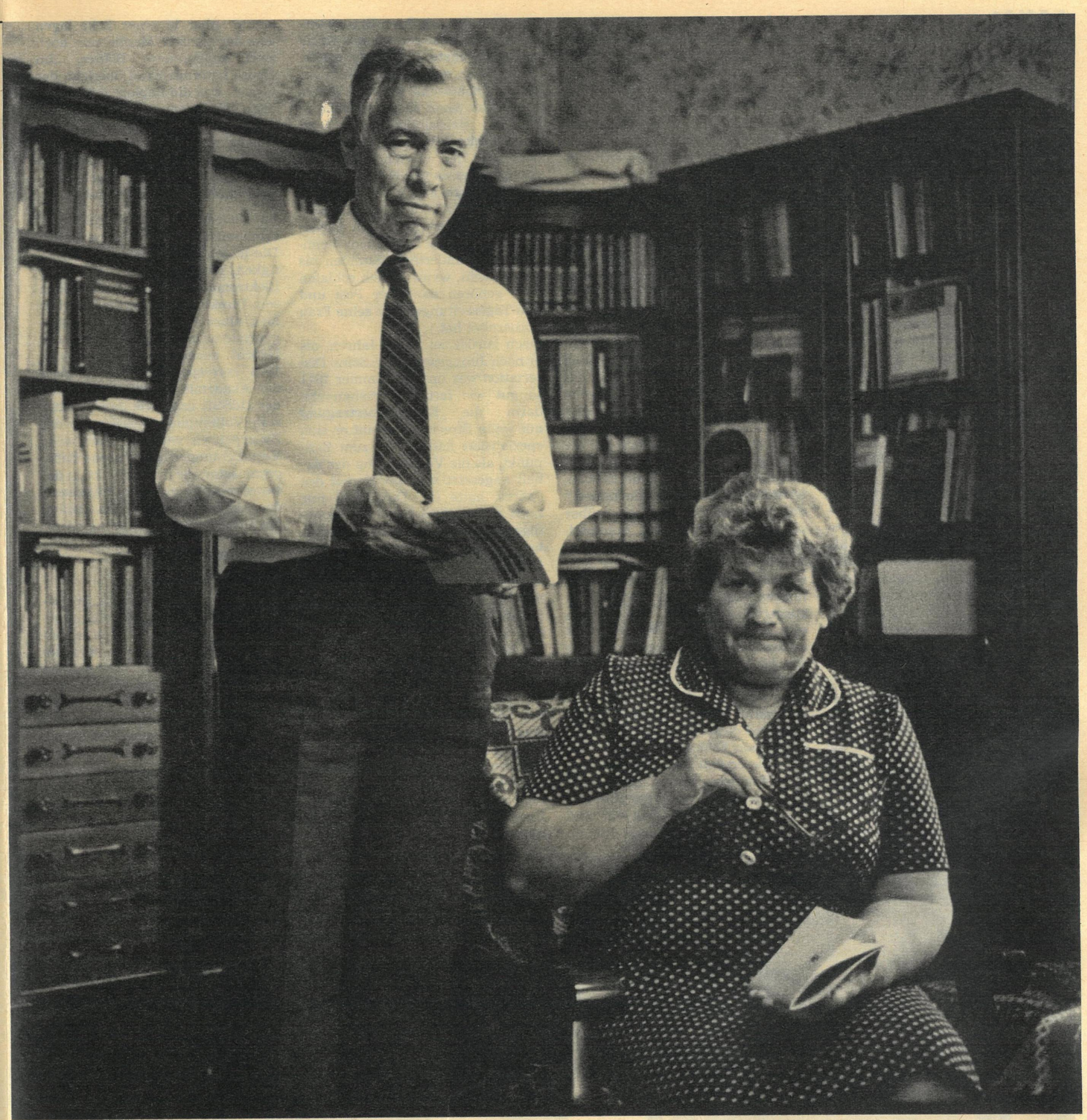
Kälte als Wärme-spender



Dr. Dietrich Pätzold (Text) und Volkmar Billeb (Bild) besuchten den Wissenschaftler (auf dem Foto mit seiner Gattin).

Wir platzen herein, wie es ungelegener nicht sein könnte: als der Gelehrte wegen schlechten Flugwetters verspätet nach einer durchwachten Nacht aus dem Ausland zurückgekehrt ist und eigentlich etwas ausspannen wollte. Doch seine entgegenkommende Freundlichkeit überspielt rasch unsere Verlegenheit und läßt uns schnell zur Sache kommen.

Igor Glebow zeigt uns das Schema eines Generators. „Von den Turbogeneratoren, wie sie jetzt im Einsatz sind, wird rund achtzig Pro-



zent aller in der Welt erzeugten Energie in elektrischen Strom umgewandelt", sagt er. „Schon 1985 sollen es bereits fünf Prozent mehr sein. Der Weltenergiebedarf wird bis zum Jahre 2000 weiter steigen und sich nahezu verdoppelt haben. Das zwingt uns Elektrotechniker, weit vorauszudenken und schon heute intensiv an neuen, bedeutend leistungsfähigeren Stromerzeugeraggregaten zu arbeiten.

Wir haben bei Generatoren mit dreitausend Umdrehungen in der Minute und Rotorlängen von acht bis neun Metern inzwischen eine Schallmauer erreicht. Darüber hinaus biegen sich die tonnenschweren Rotoren zu sehr durch, und wir bekommen die Vibrationen technisch kaum noch in den Griff." Also die Stromstärke vergrößern? „Ja, doch je mehr Strom durch die Läuferwicklungen fließt, um so stärker erwärmen sie sich – ähnlich wie bei einer elektrischen Kochplatte. Das kann den ganzen Generator unbrauchbar machen, falls die überflüssige Wärme nicht abgeführt wird."

Das Problem der Wärmeableitung in den Hochleistungsgeneratoren war eine der kompliziertesten Aufgaben, mit denen sich die Elektrotechniker an der Newa und in der ganzen Welt herumschlugen. Anstelle der üblichen Luftkühlung wurde mit Wasserstoff experimentiert, dann mit Wasser und schließlich mit beiden zusammen. Man bedenke: hochexplosives Gas und eine für Kurzschlüsse geradezu prädestinierte Flüssigkeit in einem elektrischen Riesenaggregat, wo schon der geringste Funke verheerende Folgen hätte. Doch die Leningrader Ingenieure fanden sichere Lösungen. Und in dem System von Turbogeneratoren der 90er Jahre mit Leistungen von 2000 und 2500 Megawatt kühlt Wasserstoff den Läufer und Wasser den Ständer.

„Doch mit diesen Elementen befinden wir uns an der Grenze des Machbaren", sagt der Professor und erzählt uns die Geschichte einer physikalischen Entdeckung, die schon fast achtzig Jahre zurückliegt: Dem Holländer Kamerlingh-

Kälte als Wärmespender

Onnes war es damals als erstem geglückt, das Edelgas Helium bei Temperaturen von −269 Grad Celsius zu verflüssigen. Als er drei Jahre später (1911) in einem Versuch Quecksilber ins Heliumbad tauchte, fand er zu seiner Überraschung, daß das Quecksilber bei dieser supertiefen Temperatur plötzlich seinen elektrischen Widerstand völlig verlor. In der Folgezeit fand man eine Reihe von Metallen und Legierungen, die bei Tieftemperaturen supraleitend waren. Kein Widerstand – keine Reibungswärme und auch keine Energieverluste! Man müßte also einfach die Wicklungen im Rotor mit flüssigem Helium kühlen. Diese Idee, die im Modellversuch auch fast auf Anhieb klappte, schien außerhalb des Labors technisch jedoch nicht umsetzbar. Selbst als nach einem halben Jahrhundert Werkstofforschung Anfang der sechziger Jahre mit den damals gefundenen Titan-Niob-Legierungen supraleitende Drähte in größerer Menge für die Industrie zur Verfügung standen und auch die Helium-Herstellung industriell beherrscht wurde, glaubten nur wenige Elektrotechniker an Sinn und Möglichkeit der Tieftemperaturtechnik im Generatorenbau. „Die Entwicklungsingenieure, seit Jahren mit den raffiniertesten Konstruktionen zur Wärmeabfuhr aus dem Innern der Aggregate beschäftigt, sollten nun das genaue Gegenteil davon machen", sagt Professor Glebow, „nämlich mit ihrer Technik verhindern, daß irgendwelche Wärme auf dem umgekehrten Weg zum Rotor gelangt, wo das flüssige Helium schon bei minus zweihundertsechzig Grad Celsius verdampfen würde. Das aber hieß: mit dem Denken wieder ganz von vorne anzufangen…"

Die verbrannte Dissertation

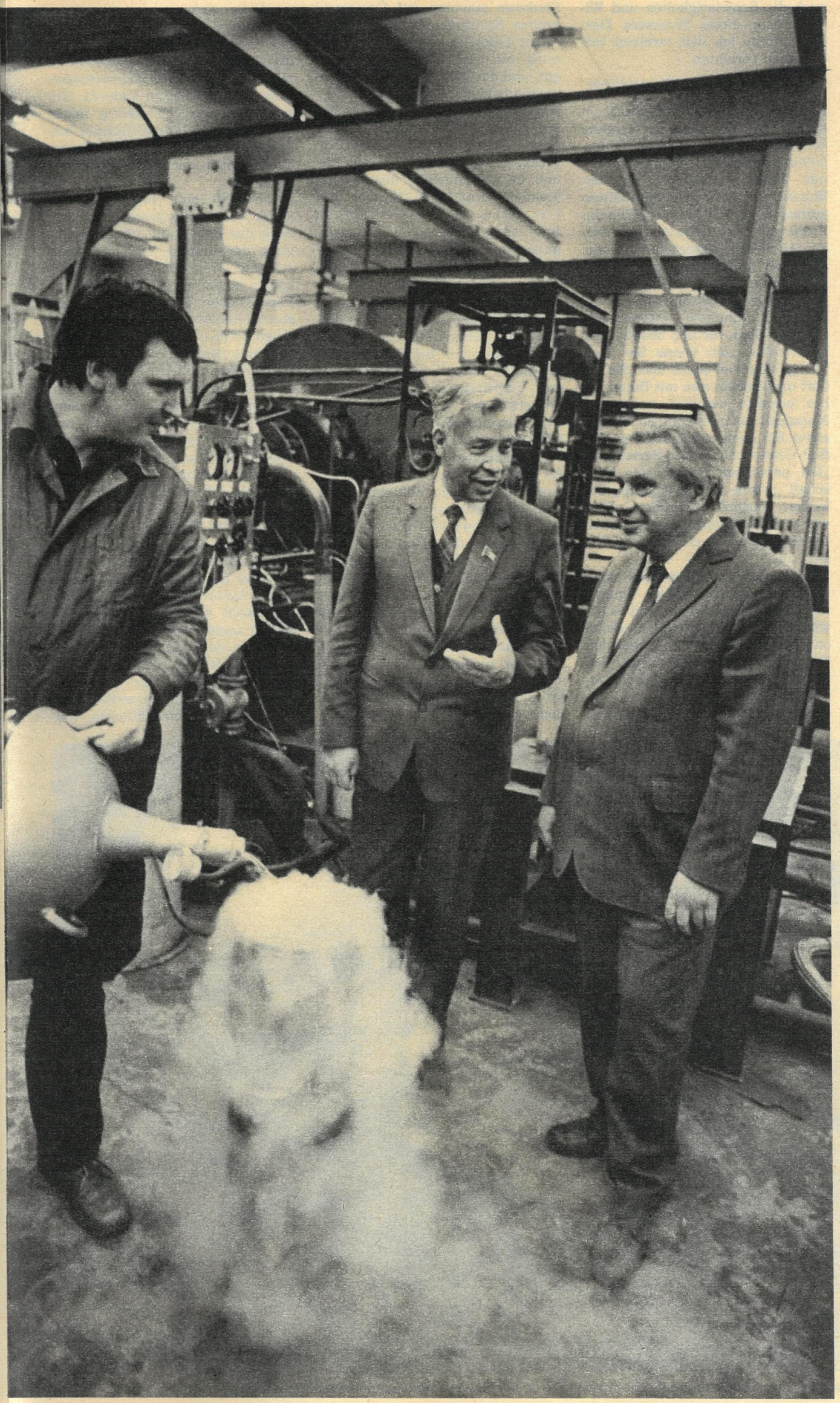
Momente des Neubeginns markierten den Lebensweg von Igor Glebow. Er wurde im letzten Winter vor dem ersten Weltkrieg geboren, als die Stadt noch Petersburg hieß. „Als ich gerade mit der Schule fertig war, begann der erste Fünfjahrplan. Durch das ganze Land ging der Ruf: Alles für den Bau des Dnepr-Kraftwerks! Damals arbeitete ich als Elektriker im Mechanischen Werk von Leningrad. Ich nahm mir eines der Plakate mit der Losung, ging zum Polytechnischen Institut und wurde für ein Elektrotechnik-Studium angenommen." Seine Diplomarbeit schrieb er über die Rekonstruktion und Automatisierung des Wasserkraftwerkes am Wolchow. Dieses war im Jahre 1923 mit den ersten sowjetischen Generatoren aus eigener Produktion ausgerüstet worden, die gerade eine Leistung von 7000 Kilowatt aufbrachten. Dem Studium folgte ein Jahr als Elektroingenieur auf der Kola-Halbinsel, und schließlich hatte er die Möglichkeit, eine Aspirantur aufzunehmen.
Während dieser Zeit muß Igor Glebow schon Frühaufsteher gewesen sein. Er erzählt uns, daß die meisten Versuche in der Regel spät nachts anliefen, wenn der Energiebedarf im Netz minimal war und die Forschungsingenieure für einige Stunden mit ihren Experimenten und Messungen an die Kraftwerksaggregate herandurften. Auch heute noch beginnt sein Arbeitstag spätestens um fünf Uhr in der Frühe, dann sitzt er wieder an seinem Schreibtisch an der Schmalseite des Eckzimmers in der Wohnung im vierten Stock des Mietshauses an der Newa. Bis zum Morgen gegen acht, wenn er ins Institut und dann in die Akademie fährt, von wo er erst zu den Abendnachrichten des Fernsehens heimkehrt. Die anderthalb Stunden bis Mitternacht, wenn er sich schlafen legt, gehören dann der Post und den Tageszeitungen, die seine Frau vorbereitet hat.
Doch zurück zu jenen Jahren, als er noch Junggeselle war. Seine Dissertation war im Frühsommer 1941 so gut wie fertig. Er behandelte darin die Energieübertragung auf weite Strecken, worauf er sich spezialisiert hatte. Aber zum Zeitpunkt, als die Verteidigung der Arbeit angesetzt war, im Herbst des Jahres, hatte der Doktorand nur noch sein nacktes Leben zu verteidigen. Denn in der Zwischenzeit kam der Krieg, der zweite für ihn. Der Abschied vom Frieden und der Heimatstadt (er meldete sich gleich an die Front) war bitter. Doch bitter sollte auch die Heimkehr werden. In seinem kleinen Zimmer an der Newa, das er damals bewohnte, war eine Mappe mit eng beschriebenen Papieren zurückgeblieben: die Zuarbeiten und das Manuskript der Dissertation. 1946, als Stabschef einer Armee schließlich demobilisiert (und verheiratet, nachdem er seine Frau an der Front kennengelernt hatte), kam er hierher zurück und fand das Haus mit seinem Zimmer unter den wenigen in Leningrad, die unversehrt geblieben waren. Aber in einer Ecke lagen von der ganzen Mappe nur noch zwei angebrannte Blätter. „Im Hause hatte niemand überlebt, der begriff, was die Papiere mir bedeuteten. Nachdem man sie, wie ich weiß, fast neunhundert Tage und Nächte sorgsam aufbewahrt hatte, halfen sie schließlich einem Frierenden, der zufällig vorbeikam, über eine kalte Stunde hinweg…"

Im November 1949 verteidigte er erfolgreich seine neue Dissertation. Die folgenden Jahrzehnte? Lehrtätigkeit, Mitarbeiter am Institut für Elektromaschinenbau, schließlich sein Direktor. 1968 für die Entwicklung eines völlig neuartigen Erregersystems mit dem Staatspreis der UdSSR ausgezeichnet. Er wurde 1974 korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR und zwei Jahre später zum Vollmitglied gewählt. In der Zwischenzeit wuchsen auch seine Verpflichtungen als Wissenschaftsorganisator, die in der Funktion des Bevollmächtigten des Präsidiums der Akademie der Wissenschaften der UdSSR in Leningrad münden.

Im Visier: 5000 Megawatt

Montagmorgen im Institut. Dienstbesprechung mit den Abteilungsleitern. Igor Glebow hat sich in den Morgenstunden an seinem Schreibtisch zu Hause auf alle Fragen gründlich vorbereitet, die auf ihn zukommen könnten. Das sei seine Methode, aus der er kein Geheimnis mache: stets vorher, bevor sie gebraucht werden, alle Informationen durchgesehen zu haben, um möglichst selten in eine unüberschaubare Situation zu gelangen. „Macht man das nicht, schafft das nur Unsicherheit, übermäßigen

Donnerstags fährt Professor Glebow immer mit dem Nachtzug nach Moskau: zur Tagung des Präsidiums der Akademie der Wissenschaften, dessen Mitglied er ist (Foto links). Flüssiges Helium kühlt den Rotor des neuartigen Kryogenerators, der es auf einen Wirkungsgrad der Energieumwandlung von 98,3 Prozent bringt (Foto rechts).



Streß, führt zu Fehlentscheidungen und ermüdet auf die Dauer."
Seine Methode kostet ihn viel Kraft. Achtzehn, neunzehn Stunden Arbeit am Tage – seit Jahren hält der Neunundsechzigjährige das durch, oft auch an Feiertagen und am Wochenende. Als ich danach frage, sitzen wir am ovalen Eßtisch im Nebenzimmer des Arbeitsraumes, der Professor seiner Frau gegenüber. Im vergangenen Jahr habe er nach langer Zeit zum ersten Mal wieder richtig Urlaub genommen, sagt sie, um dann draußen auf der Datsche doch nur in aller Ruhe sein Buch zu Ende zu schreiben. „Aber was heißt hier Ruhe – jede Woche ist er mindestens einmal in die Stadt gefahren, um nach dem Rechten zu sehen, kamen Mitarbeiter und Abteilungsleiter zu uns, auch Kraftwerksdirektoren, und wollten dringend Igor Alexejewitsch sprechen!"

In der Versuchshalle des Instituts besichtigen wir die neue Elektromaschine, die nur ein Viertel so schwer ist wie vergleichbare „traditionelle" Anlagen. Vor Kälte dampfender flüssiger Stickstoff wird für uns in Thermostate umgegossen. Den Rotor mit seiner Wicklung aus einer hauchdünnen Titan-Niob-Legierung kühlt flüssiges Helium auf −269 Grad Celsius und verwandelt ihn damit in einen Supraleiter, durch den der Strom fast verlustlos fließen kann. Dafür wurde in Leningrad ein spezieller Kreislauf mit automatischer Durchflußregelung entwickelt, so daß die Verluste des sehr teuren Gases nur äußerst gering sind. Was wir sehen, ist das in der Welt einzige Industriemuster eines Kryogenerators („Kryo" kommt aus dem Griechischen und bedeutet eigentlich soviel wie Eis). Bei unserem Besuch wird er gerade demonstriert, um ans Leningrader Stadtnetz angeschlossen zu werden. Hier setzt man ihn allerdings nur für Hilfszwecke ein, weil seine Leistung von 20 Megawatt industriell gesehen natürlich zu gering ist.

„Wir haben jetzt mit der Entwicklung eines 1200-Megawatt-Kryogenerators begonnen", sagt Professor Glebow. Trotz der hohen Kosten für die aufwendige Kältetechnik werden Kryogeneratoren mit einer solchen Leistung letzten Endes billiger sein als vergleichbare herkömmliche Energiemaschinen. Durch die Kryotechnik wird es nicht nur gelingen, erheblich an Metall einzusparen. In etwa zwei Jahrzehnten werden die Generatorenbauer, so sagt uns abschließend Igor Glebow, Leistungen von 3000, 5000 und mehr Megawatt erreichen (10 000 Megawatt entspricht etwa der Hälfte der gesamten Kraftwerksleistung der DDR). Diese Aggregate ermöglichen auch um vier- bis sechsmal höhere Stromspannungen und machen damit den kostspieligen Bau von Umspannwerken überflüssig.

Ich erinnere mich, daß im Januar 1946 Otto Grotewohl zu mir in die Verwaltung für Information der SMAD kam und uns bat, in Betrieben und Klubs sowie an den Universitäten zur Jugend zu sprechen und sie „über den realen Kommunismus, das Leben der Sowjetmenschen, die Kultur zu informieren". Nach diesem Gespräch stellten wir einen Arbeitsplan auf (er wird in den Akten der Verwaltung für Information aufbewahrt). In diesem Zusammenhang möchte ich von einer bedeutsamen Tatsache berichten, die, wie Otto Grotewohl selbst sagte, großen Einfluß auf die Festigung seines Vertrauens zu den Sowjetmenschen hatte. (Das war zugleich auch eine wichtige Voraussetzung für den erfolgreichen Prozeß der Vereinigung der beiden Parteien).

Marschall Georgi Konstantinowitsch Shukow (Chef der SMAD von Juni 1945 bis März 1946, d. Red.) verfolgte aufmerksam, wie sich die Bewegung zur Einheit der Arbeiterklasse entwickelte... Er wußte, daß das Zentralkomitee der KPD und – unter Führung des Genossen Grotewohl – der Zentralvorstand der SPD die Gründung einer Einheitspartei vorbereiteten, ihm war bekannt, daß sich in den Organisationen beider Parteien an der Basis Bestrebungen nach unverzüglicher organisatorischer Vereinigung entfalteten. Er kannte auch die Schwierigkeiten und Widersprüche dieses Prozesses. Darüber mußte ich ihm zweimal wöchentlich berichten.

Das vertrauliche Gespräch

Die Gefahr übereilter Eingriffe in diesen Prozeß seitens der Organe der SMAD erkennend, deren Mitarbeiter möglicherweise – wenn auch mit besten Absichten – den Wunsch für die Wirklichkeit hätten auffassen können, lud er Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl zu sich ein. An diesem Gespräch nahm nur ich noch teil. Auf einen Dolmetscher wurde verzichtet. Das Gespräch war zu vertraulich.

Marschall Shukow interessierte sich vor allem für den Standpunkt Grotewohls. „Ich kenne Sie noch wenig, habe viel Gutes über Sie gehört und möchte nun mit Ihnen näher bekannt werden", sagte der Marschall zu Grotewohl. Es interessierte ihn auch, wie stark der Einfluß Grotewohls in der Partei war. „Ich persönlich", sagte der Marschall, „würde die Vereinigung der beiden Parteien begrüßen. Aber wie viele Parteimitglieder werden Ihnen folgen? Was wird sich im Westen tun?"

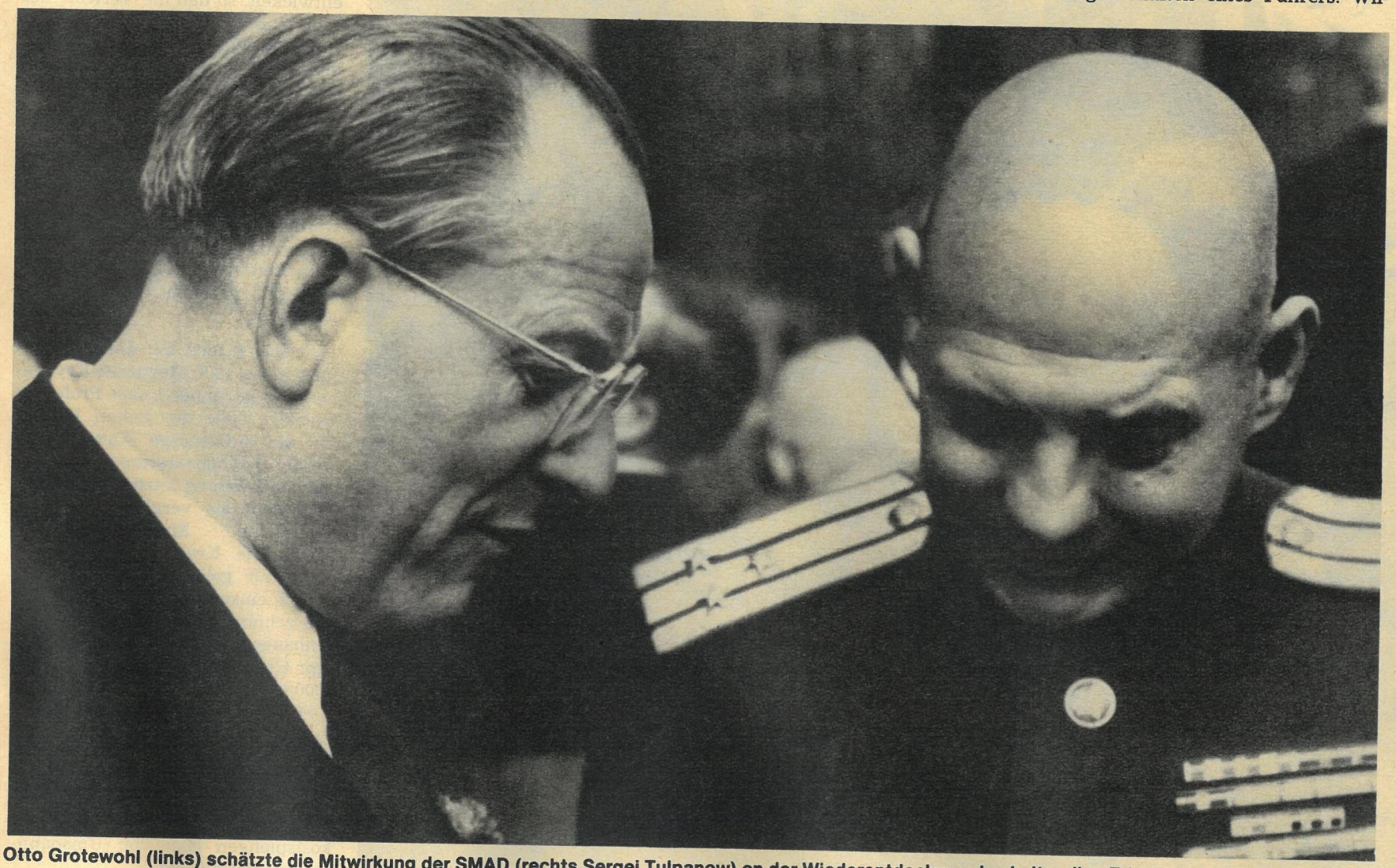
Zum Schluß des Gesprächs sagte Georgi Konstantinowitsch sinngemäß: Ich bin Soldat und bin es gewöhnt, vor mir entweder Feind oder Freund zu sehen. Aber ich denke und bin dessen sicher, daß unsere Freundschaft, Genosse Grotewohl, fest sein wird.

Diese Offenheit und Überzeugtheit Shukows machten auf Grotewohl großen Eindruck. Auch der Marschall hatte eine sehr hohe Meinung von ihm. Ich weiß das sehr gut, und das könnte man dokumentarisch belegen.

Nach diesem Gespräch machte der Marschall schon keinen Unterschied mehr zwischen Wilhelm Pieck, den er seit langem kannte, und Otto Grotewohl, den er erst kennengelernt hatte. Es war drei Uhr nachts, als das Gespräch zu Ende ging. Pieck und Grotewohl gingen mit mir nach Hause (nach Karlshorst), um zu übernachten.

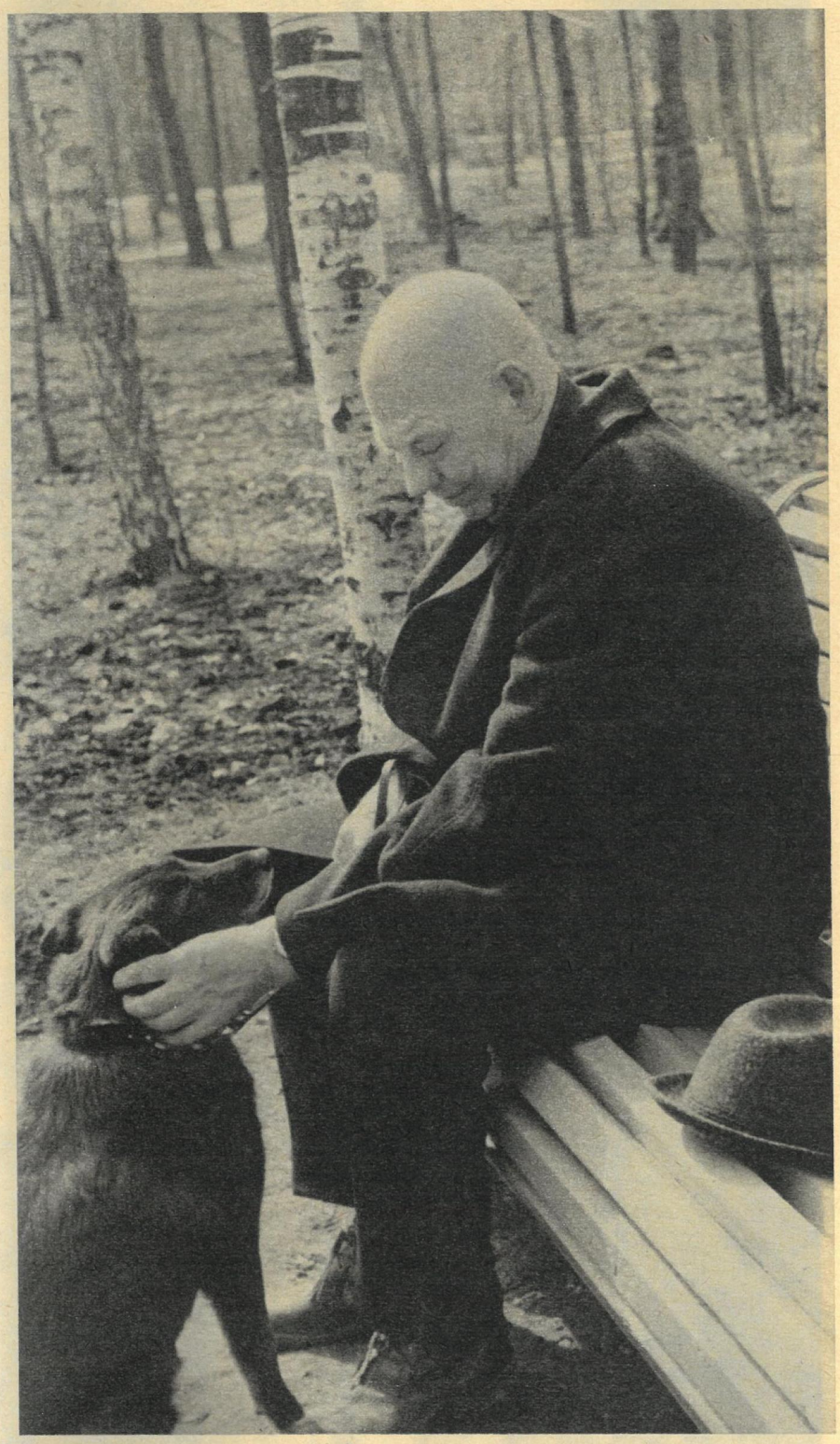
Eine kleine Episode aus dieser Zeit zeigt sozusagen nebenbei den Stil und das Taktgefühl Otto Grotewohls, eines der beiden gleichberechtigten Vorsitzenden der eben erst gegründeten Sozialistischen Einheitspartei. Lange Zeit übten die Vertreter der SPD und der KPD paritätisch die Funktionen im neugegründeten Parteiapparat aus. An der Spitze der Partei standen zwei Vorsitzende: Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl; auch die Länder leiteten zwei Vorsitzende, zwei Leiter hatten die Abteilungen des ZK. Anfangs gingen die ehemaligen SPD-Mitglieder zu „ihrem" Sekretär oder Abteilungsleiter und die Kommunisten zu „ihrem". Und nun schickte Grotewohl aus „reinem Zufall" (natürlich nicht immer) das zu ihm gekommene ehemalige SPD-Mitglied zum Abteilungsleiter für Propaganda, aber nicht zum SPD-Mitglied, sondern zu Anton Ackermann – wenn es um Fragen der Propaganda ging – oder in die Abteilung zu Franz Dahlem, Kommunisten aber schickte er zum ehemaligen Sozialdemokraten Max Fechner und zu anderen. Unmerklich, aber hartnäckig lehrte Otto Grotewohl die Mitglieder beider Parteien, daß es im ZK keine Teilung nach der parteilichen Herkunft gab.

Das mochte eine Bagatelle sein, aber in jener schwierigen Zeit hatte auch das Bedeutung für die Festigung der Einheit, und das kennzeichnet Grotewohl als treuen Erbauer einer neuen Partei, einer Partei neuen Typus, einer marxistisch-leninistischen Partei, zwischen deren organisatorischem und ideologischem Prinzip und den sozialdemokratischen Traditionen eine Wasserscheide lag. Es ist mir auch sehr angenehm festzustellen, wie sehr Wilhelm Pieck nicht nur die Arbeit, sondern auch die Freundschaft mit Otto Grotewohl schätzte. Mir ist kein einziger Fall bekannt, daß zwischen ihnen Mißtrauen oder Unstimmigkeiten in prinzipiellen Fragen aufgetreten wären. Otto Grotewohl wußte seinerseits dieses Verhältnis zu schätzen und bestärkte auf jede Weise Piecks Autorität, „der mir", wie mir Grotewohl einmal in einem Gespräch sagte, „sehr dabei half, die Ideologie und die Psychologie der Kommunisten zu verstehen". Bekanntlich legte Otto Grotewohl auch viel Wert auf die persönlichen Eigenschaften eines Führers. Wil-



Otto Grotewohl (links) schätzte die Mitwirkung der SMAD (rechts Sergej Tulpanow) an der Wiederentdeckung des kulturellen Erbes hoch ein.

In diesem Jahr verstarb der ehemalige Chef der Informationsabteilung der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD), Sergej Tulpanow.
In seinem Buch „Erinnerungen an deutsche Freunde und Genossen", das im Aufbau-Verlag Berlin und Weimar erscheint, schildert er unter anderem seine Begegnungen mit Wilhelm Pieck, Otto Grotewohl und Erich Honecker in den Jahren vor der Gründung der DDR.



Erinnerungen an Otto Grotewohl

helm Pieck aber genoß in dieser Hinsicht die allgemeine Liebe.

Goethe, Grotewohl und Thomas Mann

Im August 1949 wurde in Weimar der 200. Geburtstag Goethes gefeiert. Otto Grotewohl und der für vierundzwanzig Stunden in die sowjetische Besatzungszone eingereiste Thomas Mann (länger in der sowjetischen Besatzungszone zu verweilen, genehmigten ihm die amerikanischen Militärbehörden nicht) hielten Reden über Goethes Schaffen. Ich möchte nicht die wunderbare und inhaltsreiche Rede Otto Grotewohls darlegen, der nach Bechers Meinung dem Thema an gewissen Aspekten eine Interpretation gab, die an Gedankentiefe die Rede Thomas Manns noch übertraf. Es war eine gründliche marxistische Analyse des Schaffens und der Bedeutung Goethes, geeignet – was Becher für das Wichtigste hielt –, auf die Jugend des Landes einzuwirken und sie mitzureißen.

Nach dem offiziellen, aber keineswegs förmlichen und langweiligen Teil der Festlichkeiten wurde für Thomas Mann ein Empfang gegeben, an welchem Otto Grotewohl, Wilhelm Pieck, Paul Wandel, Johannes R. Becher und weitere fünfzehn bis zwanzig Personen teilnahmen. Von sowjetischer Seite waren zwei Gäste anwesend, einer davon war ich (auf Wunsch von Thomas Mann in Zivil). Thomas Mann war von dem, was er in der sowjetischen Besatzungszone gesehen und gehört hatte – vor allem auf dem Gebiet der Kultur –, tief bewegt. Otto Grotewohls Rede hatte ihn erschüttert, und er sagte, an uns und vor allem an Grotewohl und Becher gewandt: „Wissen Sie, dort, im westlichen Teil meines Landes, in Frankfurt, wo ich in der Paulskirche genau so eine Rede hielt wie hier, begegnete man mir wie einem Überbleibsel aus der Weimarer Zeit, hier aber fühle ich, daß man mich als aktiven Menschen schätzt, der dem Neuen hilft."

Nicht von ungefähr blieb Otto Grotewohl, auch nachdem er Regierungschef geworden war, dem Kulturbund treu. Die Dichter Becher, Wolf und Zweig, der Präsident der Akademie der Wissenschaften, Johannes Stroux, und viele andere Kulturschaffende erörterten mit ihm einfach und natürlich wie einem Kenner ihre Angelegenheiten.

Letzte Begegnung in Barwicha

Otto Grotewohl schätzte die Mitwirkung der Sowjetischen Militäradministration an der Wiederbelebung des Deutschen Theaters hoch ein. Als erstes Stück wurde Lessings „Nathan der Weise" ins Repertoire aufgenommen. Das humanistische Erbe der deutschen demokratischen Kultur erhielt einen neuen Klang. Otto Grotewohl besuchte die Premiere. Ich konnte beobachten, wie aufmerksam er die Reaktion derjenigen studierte, welche vor kurzem noch den Rassenwahn der antisemitischen und antirussischen Kunst der Goebbels und Rosenberg freiwillig oder unfreiwillig in sich aufgenommen hatten.

So erschien seine aktive Beteiligung an der Gründung der Akademie der Wissenschaften in den Jahren 1948/49 und der Akademie der Künste im Jahre 1950 als folgerichtig. In seiner Rede zur Eröffnung der Akademie der Künste wandte er sich wiederum – doch diesmal schon im Lichte der ersten Erfolge des neuen Staates – der humanistischen Seite der deutschen Tradition zu. Otto Grotewohl begründete die gesellschaftliche Rolle der Kunst und sagte, wenn das Volk nichts sei ohne die Kunst, und das sei richtig, dann sei auch das Gegenteil richtig, nämlich daß die Kunst nichts sei ohne das Volk. Mit anderen Worten, die Kunst müsse dem Volk gehören, sein Leben und das Leben der Arbeit realistisch widerspiegeln.

Zum letzten Mal begegnete ich Otto Grotewohl im Jahre 1963, als er zur Kur im Sanatorium Barwicha bei Moskau weilte. Es war kurz vor seiner Rückreise nach Berlin. Er war froh, sich wieder in die Arbeit stürzen zu können. Und wie das bei allen starken und einer Idee ergebenen Menschen der Fall ist, waren sein Geist und sein Verstand stärker als seine physischen Möglichkeiten. Er mochte das ignorieren, nicht bemerken, aber die unerbittlichen Prozesse der Zerstörung gewannen an Stärke, und die Lebenskräfte wurden schwächer. Trotzdem – ich erinnere mich noch gut an jenes letzte Gespräch – steckte er voller Hoffnung und Pläne. Sein Optimismus gründete sich auf die Erfolge der UdSSR (im Weltraum und bei der Schaffung der Atommacht – das waren seine Worte) und der DDR, wo – wie er sagte – dem „Hauptfaktor, der die Festigung der Republik hemmte und eine psychologische Atmosphäre der Unsicherheit geschaffen hatte – der ständigen wirtschaftlichen und ideologischen Diversion über die offene Grenze in Berlin –, ein entscheidender Schlag versetzt worden war". Auf einem Tischchen in seinem Zimmer lagen neueste Übersetzungen sowjetischer Werke und die „Prawda" (mit sechzig Jahren hatte er noch Russisch gelernt und konnte die Zeitung frei lesen). Otto Grotewohls Wirken erhielt weiter internationale Anerkennung. Das war vor allem eine Folge seiner gesellschaftlichen Tätigkeit, aber auch seiner persönlichen Eigenschaften, ich möchte sagen, seines persönlichen Zaubers.

Im nächsten Heft „Begegnung mit Erich Honecker"
(Titel und Zwischenüberschriften von der Redaktion)

Fotos: W. Baranowski, APN; Archiv Institut für Marxismus-Leninismus

IM RÜCK-SPIEGEL

Bilder, Namen, Fakten, Erinnerungen aus dem Jahr, in dem die DDR gegründet wurde (3. Folge)

Beim Theater begann das Jahr 49 mit einem Ereignis, das für lange Jahre Maßstäbe ansetzte: Brechts „Mutter Courage", in Szene gesetzt vom Autor und Erich Engel, in der Titelrolle die unvergleichliche Helene Weigel, die bald darauf das Berliner Ensemble gründete (auf unserem Probenfoto: die Weigel, Brecht, Angelika Hurwicz und Erwin Geschonnek). Unvermeidlich geriet auch der heimgekehrte Brecht in den Sog der Auseinandersetzungen um Realismus und den „neuen" Zuschauer. Er habe, sagte Brecht in einem Interview, bewußt die Diskussion mit Arbeitern über seine „Courage" gesucht und bestätigt gefunden, daß niemand ein Recht habe, die Arbeiter zu unterschätzen und sie wie Kinder zu behandeln ... Auf jeden Fall standen die Leute Schlange, um die Courage zu sehen, die „alten" und die „neuen" Zuschauer. Anfangs waren sie mit Decken in ungeheizte Theater gekommen, jetzt, im vierten Jahr nach dem Krieg, gab man seinen Mantel wieder in der Garderobe ab. Das Verdienst sachkundiger, hochgebildeter sowjetischer Kulturoffiziere an dieser schnellen „Renaissance" ist unbestreitbar, im Materiellen wie im Geistigen. Bald kamen auch sowjetische Künstler, im Sommer 49 beispielsweise Konstantin Simonow, der mit deutschen Schriftstellern diskutierte, öffentlich, versteht sich. Da ging es auch um den Arbeiter, nicht als Konsumenten, sondern als Gegenstand der Kunst. „Unser Roman", sagte Simonow, „hat aufgehört, ein Nachmittagsroman zu sein." In den Romanen des 19. Jahrhunderts, so erläuterte er seinen Standpunkt, beginne das „eigentliche" Leben der Figuren, sofern sie überhaupt arbeiten, gewöhnlich erst nachmittags, nämlich nach der Arbeit. „In den Romanen unserer Zeit beginnt das Leben schon nach dem Frühstück."

Nun mischten sich auch vor 35 Jahren schon Leute in solche Diskussionen, die niemand um ihre Meinung gefragt hatte. Da meldete sich, auch nur beispielsweise, der General Clay, amerikanischer Militärgouverneur in Deutschland, zu Wort: Die Verlage der Ostzone – und der General schrieb diesen Unfug sogar in einen Monatsbericht hinein – beschäftigten sich ausschließlich mit der Herausgabe „kommunistischer Propagandaschriften" und „russischer Biographien". Ungeklärt blieb, ob der General Jack London, Walt Whitman, Upton Sinclair, Rolland, Cervantes, Stendhal, Galsworthy, um nur ein paar Namen zu nennen, für Kommunisten oder für Russen oder für beides in einem hielt.

Zur gleichen Zeit tummelte sich im Befehlsbereich des Literaturkenners Clay ein gewisser Hanns Johst: bis zum Mai 45 SS-Gruppenführer, Duzfreund des Massenmörders Himmler, Präsident der „Reichsschrifttumskammer". Im Kulturleben hatte er sich einen Namen gemacht mit dem Ausspruch: „Wenn ich das Wort Kultur höre, entsichere ich meinen Revolver." Eine Entnazifizierungs-Spruchkammer stufte den Revolverhelden als „Mitläufer" ein und belegte ihn mit einem „Bußgeld" von 500 Mark. Der Johst hat den General offenbar nicht beunruhigt, hat auch im Monatsbericht keine Rolle gespielt.

Man zögert, in solcher Nachbarschaft den Namen Heinrich Manns auszusprechen. Aber sie haben zur gleichen Zeit gelebt, und in der gleichen Woche, die dem Johst seinen Freispruch bescherte, schickte Heinrich Mann ein Telegramm aus der Heimat des Generals Clay in die deutsche Ostzone: Er werde zurückkehren und an der Wiedererrichtung der Akademie der Künste mitarbeiten. Der Tod hat die Rückkehr verhindert. Aber kein Zweifel, wo Heinrich Mann, wie Brecht und andere von gleichem Rang ihre Heimat gefunden haben.

Jürgen Jessel

Foto: Zentralbild

FUNDSACHEN

Zeitungsmeldungen 1949 – Als erstes der berühmten Berliner Museen wurde die Nationalgalerie wieder eröffnet. Das Pergamon-Museum wird ein neues Dach bekommen, um die antiken Schätze vor Witterungseinflüssen zu schützen.

Der vorbereitende Ausschuß zur Gründung einer Akademie der Künste wählte Arnold Zweig zu seinem Vorsitzenden.
Als erster deutscher Nachkriegsfilm wurde der DEFA-Streifen „Die Mörder sind unter uns" in Holland zugelassen.
Der britische Militärgouverneur in Deutschland, General Robertson, befahl, alle DEFA-Filme zu beschlagnahmen.
Ein Roman mit dem Titel „Christophorus", mehrere Novellen und der Einakter „Die Finsternisse" fanden sich im Nachlaß Gerhart Hauptmanns.

In den ersten vier Wochen nach Eröffnung der II. Deutschen Kunstausstellung in Dresden wurden 34 450 Besucher gezählt.
Fünf Millionen Mark stellte die sächsische Landesregierung für den Wiederaufbau des Leipziger Opernhauses bereit.

Für einen Fonds, der das kulturelle Leben, vor allem auf dem Land und in Betrieben, fördern soll, werden in der Ostzone ab 1. Oktober Aufschläge von 5 bzw. 10 Pfennig für jede Kulturveranstaltung, für die Rundfunkgebühren, für Tanzveranstaltungen und für Schallplatten erhoben.

Das Leben beginnt nach dem Frühstück

Der antike Gott Pan, Schutzpatron der Hirten und des Kleinviehs, war den arkadischen Nymphen als lüstern bekannt. Er konnte betörend und friedlich die Flöte spielen, aber auch p a n ischen Schrecken verbreiten, wenn er bockbeinig den zarten Wesen nachstellte. Die bezauberndste unter ihnen allen, Syrinx mit Namen, mußte besonders auf der Hut sein. Eines Tages „Schaute sie Pan, und das Haupt umwunden mit nadliger Fichte,/ Hub zu reden er an." Allein, beim Reden sollte es ja nicht bleiben. Leichtfüßig entwischte sie, er setzte ihr im Bocksgalopp nach. In ihrer Not verwandelte sich Syrinx in ein Schilfrohr. Das Ende der Geschichte erzählt der römische Dichter Ovid in den „Metamorphosen" so: „Wie dann Pan, da schon er glaubte zu haschen die Syrinx/ Statt der Nymphe Gestalt Sumpfrohr in den Armen gehalten/ Und, als seufzend er stand, die wehende Luft in dem Schilfe/ Leises Geflüster erregt, das ähnlich ertönte wie Klage,/ Wie er, entzückt vom Zauber des Tons und der neuen Erfindung,/ Hatte gesagt: ‚Das soll fortan uns beide vereinen!'/Und in den Halmen sodann, die er ungleich untereinander/ Hatte verbunden mit Wachs, den Namen des Mädchens behalten."

In der prosaischen Sprache unserer Jahre heißt das: Pan brach das Rohr in verschieden lange Stücke, verband und verschloß sie mit Wachs, blies darauf, wie man auf einem Schlüssel pfeift – in lieblicheren Tönen allerdings – und hatte die Panflöte erfunden, die man auch heute noch Syrinx nennt. So weiß es die Mythologie.

Die Wissenschaft weiß es besser. Die Panflöte ist älter als antike Mythologie, sie gehört zu den uralten, in aller Welt verbreiteten Instrumenten. Die älteste, eine steinerne, fand man in Mexikos historischer Ruinenstätte Palenque. Unabhängig voneinander haben zu verschiedenen Zeiten Völker den Wohlklang des Windes in gebrochenem Rohr vernommen und aus ihrer Entdeckung ein Musikinstrument gemacht.

Auch auf rumänischem Gebiet kannte man Pans Flöte schon frühzeitig. Ein in Oltenien gefundener römischer Sarkophag zeigt einen geflügelten Knaben, der auf der Syrinx spielt. Und Ovid, auf seine alten Tage von Kaiser Augustus nach Tomi, das heute Constanţa heißt, verbannt, bezeugt in seinen „Tristien" die „gepichten Rohre" in den Händen eines Hirten. Allerdings wird hier noch heute, entgegen griechisch-römischer Sage von Pan und Syrinx, in Volksliedern die Geschichte von der Turteltaube und dem Kuckuck erzählt, die sich liebten, sich in das Schilfrohr und den jungen Hirten verwandelten und so zueinander kamen. So soll die Flöte einst also ein bukolisches Instrument gewesen sein.

Rumänische Spielleute, wie sie um die Jahrhundertwende musizierten: mit Nai, Kobsa und Geige (unten).

Gavril Sandor (oben) spielt heute im Folkloreensemble „Rapsodia Romana", das zu den Tagen der rumänischen Kultur in der DDR gastierte.

Schon auf antiken Reliefs treibt Pan mit der Flöte sein Wesen (rechts). Aus dem 3. Jahrhundert stammt der in Oltenien gefundene römische Sarkophag mit der Darstellung eines auf der Syrinx blasenden Knaben (außen).

Doch wird man, will man in Rumänien dem heute weltberühmten „rumänischen Volksinstrument" nachspüren, freundlich aufgeklärt: Seit Jahrhunderten sind keine Zeugnisse für die Panflöte als Volksinstrument bekannt, alle Überlieferungen sprechen von ihr als einem Instrument der Berufsmusikanten. Im 16. Jahrhundert schätzten die rumänischen Fürsten ihr Spiel als Tischmusik. Im 18. Jahrhundert war die „Muskal oder die Siebenpfeife Syringa Panos" bei der türkischen Herrschaft sehr beliebt. Die türkisch-arabisch-persischen Namen „Muskal" und „Nai" verdrängten dann auch völlig den rumänischen „Fluerici" oder gar die wenig respektvolle Bezeichnung „Coaste" – Rippen. Als Virtuosen berühmt wurden in aller Welt jedoch die rumänischen Spielleute.

Schon 1774 ersuchte man von russischer Seite die Regierung der Walachei, den Geiger Ivaniţu, seinen Kobsa – eine Lautenart – spielenden Bruder und den Panflötenbläser Stancu zur Erbauung Katharinas II. und ihres Hofes nach Sankt Petersburg zu entsenden. Gute hundert Jahre später fügte Nikolai Rimski-Korsakow unter dem Eindruck rumänischer Musikanten die Panflöte in die Partitur seines Balletts „Mlada" ein; die Pariser Weltausstellung 1889 stand unter dem Zauber Angheluş Dinicus und seiner Nai.

1834 spielten von den dreiundsiebzig Mitgliedern der Bukarester Musikantenzunft dreizehn die Panflöte. Doch nach dem ersten Weltkrieg waren es im ganzen Land nur noch fünfzehn. Syrinx' sang- und klangloses Verschwinden wurde vorausgesagt. Erst das Interesse des sozialistischen Rumänien an seinem Kulturerbe rettete sie vor dem Verstummen. Der unter ihren Liebhabern legendäre Musikant Fănică Luca, der sie in den schweren Jahren auch im Ausland vor dem Vergessenwerden bewahrte, unterrichtete jahrelang die Panflötenklasse des 1949 gegründeten Bukarester Instituts für Folklore. Sein berühmtester Schüler ist der in aller Welt gefeierte Gheorghe Zamfir mit seiner Zauberflöte.

Zamfir spielt Flöten mit bis zu dreißig Rohren. Siebenflöte wurde die Syrinx in alten Zeiten auch ge-

Fast zwanzig Mitglieder zählt die rumänische Familie der Flöten, die zumeist traditionelle Hirtenflöten sind. Berühmt gemacht hat sie ihre alle Welt bezaubernde Tochter Syrinx, die Panflöte mit ihrem betörenden Klang.

...entzückt vom Zauber des Tons

nannt. Heute besteht die rumänische gewöhnlich aus achtzehn bis fünfundzwanzig Rohren. Gebaut wird sie noch immer nach Pans Muster, aus Bambus oder dem Holz des Pflaumenbaums. Die Rohre verschiedener Länge und verschiedenen Durchmessers sind unten fest verschlossen und stützen sich auf eine leicht gebogene Leiste. Gestimmt wird die Panflöte durch das Füllen der Rohre mit Bienenwachs – bis zu zwei Dritteln ihrer Länge. Ein Stückchen Wachs trägt jeder Spieler stets bei sich. Durch Blasen gegen die oberen Rohröffnungen können dann die Töne der diatonischen Skala erzeugt werden. Um Töne der chromatischen Tonleiter zu erreichen, wird der Winkel verändert, in dem das Instrument zu den Lippen steht.

Dem göttlichen Pan gab's Zeus vielleicht im Schlafe. Menschen, die ohne Mißtöne mit Syrinx anbandeln wollen, brauchen Jahre hingebungsvollen Übens bis zur Vollkommenheit. Ich jedenfalls kann nicht mal auf einem Schlüssel pfeifen.

Constanze Treuber

Herzlichen Dank dem Bukarester Musikethnologen Prof. Tiberiu Alexandru!

Fotos: Lothar Willmann, ADN/ZB, Archiv

Verblüffung der Berliner: „Du lieber Vata, jetzt loofen se schon 'rum wie die Kloons!"

Grotesker Höhepunkt des Abends die „Pause" – Ballett der Putzteufel.

Der Verkehr geriet in Unordnung. Passanten sammelten sich an, der Fahrer einer Straßenbahn verpaßte das Ampelsignal, ein Auto mit Potsdamer Kennzeichen bog falsch in die Schönhauser ein, und der Polizist auf der komplizierten Kreuzung blies verzweifelt in seine Trillerpfeife. Selbst ein paar buntschattierte Jünglinge fanden nicht mehr die von ihnen gewünschte Aufmerksamkeit. Quelle all der Wirrnis waren die Clowns auf der Treppe zur Hochbahn. Acht Clowns – mindestens! Die „Lizedeji" – Gaukler, Mimen oder Komödianten, so könnte man dies alte russische Wort übertragen – waren gekommen. Aus Leningrad. Und an diesem sonnigen Frühlingstag gaben sie hier, mitten in Berlin, einen improvisierten Auftritt unter freiem Himmel. Exklusiv für den Fotografen und das zufällige Publikum. Ansonsten war ihr Domizil für zwei Abende der Prater im Prenzlauer Berg. Der Nestor der Berliner Pantomimen, Eberhard Kube, hatte seine sowjetischen Freunde von der Newa hierher eingeladen. Schon vier Jahre sind sie miteinander bekannt. „Wir nutzen

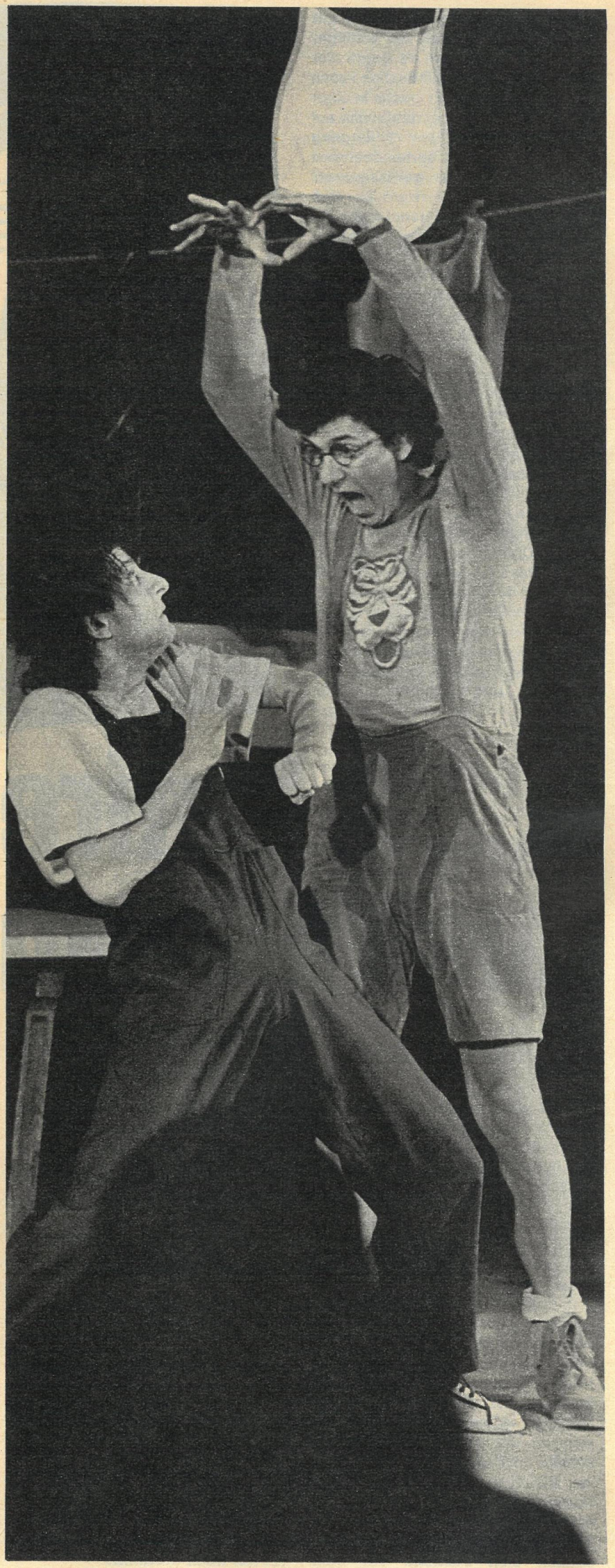
GAUKLER

alle Ausdrucksmöglichkeiten des Körpers und spielen – wie es uns gefällt. Mal im klassischen Stil, mal wie die italienische Commedia dell'arte oder das englische Volkstheater. Natürlich vergessen wir auch nicht, aus unserer eigenen Quelle zu schöpfen, aus den clownesken Späßen der Skomorochi, der fahrenden Komödianten des russischen Mittelalters. Wenn nötig, setzen wir auch die Stimme ein, nur auf das Wort verzichten wir", sagte mir Wjatscheslaw Polunin, der vor sechzehn Jahren die Truppe gründete.

Am Abend dann – der Saal ist übervoll, auf Stühlen, Treppen und Parkettfußboden drängt sich das Publikum. Eine Szene jagt die andere. Der Funke springt über. Und wahrhaftig – die Pantomime ist eine ideale Theatersprache, jeder kann sie verstehen. Verblüffend, wie Sergej Schaschelew mit sparsamen Bewegungen und Gesten einen Adler fliegen läßt und die erfolgreiche Flucht einer Maus vor diesem Raubvogel darstellt. Oder: Ein alter Kater wirbt um eine junge Katze und wird zur Karikatur. Ich glaube, solche Kater kenne ich. Selten habe ich so gelacht, gelacht, bis mir die Tränen kamen, die Luft wegblieb, und ich – mit einem Male betroffen feststellen mußte, daß es gar nichts mehr zu lachen gab. Die Situation war plötzlich umgekippt. Der Mann im scharfen Licht des Spots sitzt erstarrt. Die Zuschauer halten den Atem an, für den Teil einer Sekunde noch liegt verlöschendes Lachen wie eine Maske auf ihren Gesichtern, dann nur noch Spannung. Polunin führt uns ein Telefongespräch vor zwischen *ihm* und *ihr*. Er: sachlich, klagend. Tief empört. Derb schimpfend. Sie: unterbricht ihn mit einem bittenden, zwitschernden Satz in einer Phantasiesprache. Er: gerät in Verwirrung. Der Sturm legt sich. Die eben noch poltrige Stimme geht in ein sanftes Flöten über. Die Balz beginnt. Happy-End. – Wie Polunin eine ganze Skala menschlicher Empfindungen zusammendrängt in eine einzige Szene von wenigen Minuten und den Zuschauer so atemlos entläßt, weist schon ein außerordentliches Talent aus. Von allen Erlebnissen dieses Abends war das wohl das exzellenteste. Und am Ende wollte niemand glauben, daß seit Beginn der Vorstellung fast drei Stunden vergangen waren. Der jubelnde Beifall war als Wunsch zu verstehen: „Ihr müßt unbedingt wiederkommen!" Die Leningrader „Gaukler" ihrerseits ließen hören, daß sie in ihrem Palast der Jugend gern einmal das Pantomimentheater Berlin–Prenzlauer Berg vorstellen würden.

Hajo Obuchoff (Text)
Detlev Steinberg (Fotos)

Wjatscheslaw Polunin: Virtuose an zwei Telefonen.



Kinderphantasien: „... und ich, ich bin der Tiger!"

Ngyen Cong Hoan (1903–1977) gilt mit seinem Erzählwerk der dreißiger und vierziger Jahre als Begründer der modernen realistischen Prosa Vietnams. Er wuchs in einer konfuzianischen Beamtenfamilie auf und wurde früh mit dem Niedergang des Standes, dem Überhandnehmen korrupter, gewissenloser Emporkömmlinge vertraut. Der Haß auf die Handlanger der französischen Kolonialmacht wurde stärkste Triebkraft für die bittere Satire auf die Zustände in seinem Heimatland. Auf Grund seiner antikolonialen und antifeudalen Haltung mußte Ngyen Cong Hoan häufig den Arbeitsplatz wechseln und lernte die alltäglichen Konflikte der gewöhnlichen Menschen seines Volkes kennen. 1938 leistete er mit dem Roman „Ohne Ausweg", in dem erstmals in der vietnamesischen Literatur ein armer Bauer dem Grundherrn Widerstand leistet, einen unmittelbaren Beitrag zur Vorbereitung der Revolution. Ngyen Cong Hoan, von japanischen Faschisten interniert, wurde 1945 durch die Augustrevolution befreit und stellte seine ganze Kraft der revolutionären Regierung zur Verfügung. Eine Auswahl seiner Kurzprosa erscheint im Verlag Volk und Welt unter dem Titel „Die verhexte Münze."

Illustration: Karl Fischer

Ngyen Cong Hoan
Satire aus Vietnam

Gelächter im Jenseits

Daß mein Dorf jetzt seine Ruhe wieder hat, haben wir dem Opfermut von Anh cu Ban zu verdanken, der sein Leben riskierte, um das Räubernest im Kiefernwäldchen auszuheben.

Vor sechs Monaten hätte in stillen, mondlosen Nächten kaum ein Mensch auch nur einen Blick auf den finsteren Hof zu werfen gewagt. Man erschrak bei jedem Windstoß, der durch einen Spalt in dem aus Bambus geflochtenen Türvorhang wehte. Wenn aus den Weilern am Fluß heiseres Hundegebell herüberdrang, begannen sogar die kaum zweijährigen Kinder zu zittern. Sie schrien und klammerten sich an der Mutter fest. Die tätschelte und streichelte sie, wiegte sie flüsternd in den Schlaf und lauschte. Erklang dann ein Hornstoß, so drehten die alten Männer die Petroleumlampe höher und setzten sich hüstelnd auf oder rauchten ihren Laostabak, um der Stille Herr zu werden. Später wären plötzlich von irgendwoher Alarmrufe zu hören, die Trommeln wirbelten, Jammern und Weinen ertönte, die Hörner dröhnten, und über viele Kilometer hin begannen in einem Dorf nach dem anderen die Hunde zu kläffen, bis sie heiser waren, so daß auch die Unerschütterlichsten von einem Schauder ergriffen wurden, ihre Angehörigen weckten und bis zum Morgen ohne Schlaf saßen.

In vier oder fünf von zehn Nächten geschahen so schreckliche Dinge. Und die Räuber waren überaus listig, tagsüber hielten sie sich geschickt im Kiefernwald verborgen. Die Behörden schickten mehrmals Soldaten aus, um sie zu fangen, doch das mißlang jedesmal. Es ging auf vier Uhr nachmittags. Chi cu Ban saß in der Küche und putzte Gemüse, als ihr Mann nach Hause kam. Mit entschlossener Miene sagte er: „Also, Mutter, der Mandarin hat mich bestimmt."

„Wofür?" fragte sie verwundert.

„Das Räubernest im Kiefernwald auszuheben."

Mit totenbleichem Gesicht schrie sie auf: „Der Mandarin schickt dich in den Tod, und du willst gehorchen?"

Er hob stolz den Kopf und entgegnete: „Du redest nichts als Dummheiten! Wieso denn sterben? Ich habe selbst den Mandarin gebeten, mich zu schicken."

Sie brach in Tränen aus. „Du willst mich und die Kinder wohl dem Hungertod ausliefern? So ein Elend! Auf wen außer dir kann ich mich denn stützen? Geh nicht!"

Die drei Kleinen schauten verwirrt auf die Eltern und begannen ebenfalls zu weinen.

Gerührt tröstete er seine Frau: „Beruhige dich. Morgen früh bin ich auf jeden Fall zurück. Wenn ich nicht mittue, machen die Räuber diese Gegend noch weiter unsicher, und niemand kann in Ruhe leben."

„Das stimmt ja alles, aber wenn dir nun etwas passiert…"

„Dann kann man eben nichts machen. Ich tue etwas, was allen Leuten nützt, und du willst mich daran hindern."

„Nutzen bringt es den Reichen, was haben Leute wie wir von Räubern zu befürchten? Ich habe ja nur Angst, daß dir etwas zustößt, was soll ich dann mit drei kleinen Kindern anfangen?"

„Sei nicht so unvernünftig! Wozu machst du dir jetzt schon Sorgen? Ich werde eine Belohnung bekommen. Der Mandarin hat es versprochen. Wenn wir Erfolg haben, wird es uns nicht mehr so schlecht gehen."

„Hör auf, ich flehe dich an, sei nicht so dumm! Ich lasse dich nirgendwohin."

Er funkelte sie an. „Ein Auftrag des Mandarins ist kein Kinderspiel. So darfst du nicht reden."

Sie begann wieder zu weinen und hielt ihren Mann am Hemd fest. Er riß sich schimpfend los. „Wag nicht, mich zurückzuhalten. Der Mandarin und die Soldaten warten beim Dinh auf mich. Laß mich los."

„Nein! Geh nicht! Du mußt erst noch essen. Wozu diese Hast?“
„Nicht nötig. Der Mandarin sorgt für Verpflegung. Ich muß gleich weg, damit ich rechtzeitig dort bin.“
Und entschlossen machte er sich frei. Er drückte die Kinder an sein Herz, strich ihnen über den Kopf und erteilte ihnen ein paar Ermahnungen. Dann ging er zum Tor hinaus. Chi cu Ban folgte ihm weinend mit den Kindern. Doch selbst seine Verantwortung als Ehemann und die Liebe zu seinen Kindern vermochten ihn nicht zu erweichen. Am Ausgang des Dorfes bat er flüsternd den Dorfgendarmen, sie zurückzuschicken.

Die Siegestat von Anh cu Ban machte seine Frau zur Witwe. Durch seinen Mut gelang es in jener Nacht, alle Räuber zu fangen und zum Kreis abzuführen. Aber Anh cu Ban büßte dabei sein Leben ein. Welch ein Jammer!
Seine Frau trug nun die Trauerbinde um den Kopf und hatte die drei kleinen Kinder allein am Hals. In Gedanken an ihr Los kamen ihr die Tränen.
Jeder im Dorf hatte Mitleid mit ihr und bedauerte ihren opferbereiten, pflichtbewußten Mann.
Die Reichen konnten nun in Ruhe essen und schlafen. Sie schlachteten Hühner und Hunde, um den Sieg zu feiern. Sie lobten den Kreisvorsteher, der so gütig zu seinem Volk war und es verstanden hatte, einen Menschen zu opfern, um viele zu retten. Sie redeten Chi cu Ban zu, mit ihren drei Kindern den väterlichen Mandarin anzuflehen, er möge Mitleid mit ihrer elenden Lage haben und ihr eine Geldsumme als Entschädigung zuteilen.
Der Kreisvorsteher verhielt sich sehr anständig. Er sagte: „Sie sollen nicht klagen, meine Pflicht ist es schließlich, den Vorgesetzten Meldung zu machen, damit diese über die Menschen mit Verdiensten befinden können. Gehen Sie nach Hause und warten Sie eine Weile. Sie sollen sich nicht beschweren müssen, daß Ihr Mann nicht die verdiente Belohnung erhalten hat.“
Erfreut und mit Hoffnung im Herzen ging Chi cu Ban nach Hause und erzählte allen von ihrem Glück. Jedermann im Dorf freute sich für sie.
Wurde es ihr schwer, das Essen für den heutigen Tag zu verdienen und sich um den Lebensunterhalt für den nächsten zu sorgen, verspürte sie oft Sehnsucht nach ihrem Mann. Dann tröstete sie sich sogleich mit ihrer Hoffnung. Wenn sie die Belohnung bekäme, würde sie das Geld vorteilhaft anlegen, und dann hätte sie sicherlich ihr ganzes Leben lang genug zu essen.
Fünf Tage vergingen, zehn Tage. Die Zeit des Wartens erscheint immer sehr lang. Sie konnte ja nicht wissen, daß ihr Gesuch erst noch diese oder jene Kanzlei durchlaufen mußte, und manchmal kam es dabei nur sehr langsam voran oder ruhte sich gar aus wie ein müder Greis.
Schon war ein halber Monat vergangen, ein ganzer. Chi cu Ban geriet mit jedem Tag in größeres Elend. Der Reis reichte nicht, um die Kinder zu ernähren. Das Dach wurde undicht, und niemand half ihr, es auszubessern. Auf dem Hof wuchsen Moos und Gras, sie hatte keinen freien Augenblick, um es auszujäten. Die Kinder verwilderten. Aber was sollte sie tun? Wenn sie zu Hause bliebe und auf sie aufpaßte, wer würde dann an ihrer statt das Geld verdienen? Wären die Kleinen ein wenig größer, wenigstens sieben oder acht, könnte sie eines in fremde Dienste geben, um es nicht durchfüttern zu müssen. Doch leider war der Älteste erst fünf.

Noch ein Monat verstrich, dann ein dritter. Chi cu Ban ging in Lumpen. Es gab niemanden, der ihr Schicksal nicht beklagt hätte. Ihr Gesicht verfiel, wurde dunkel und häßlich. Wenn sich die Leute bei ihr erkundigten, gab sie stets zur Antwort: „Heute oder morgen werde ich das Geld von der Belohnung bekommen.“ Die Belohnung! Es war unmöglich, daß sie nicht kam. Sie war ihr sicher. Der Mandarin hatte es versprochen. Aber vorläufig hatte sie nichts. Sie verging vor Ungeduld. Das Elend quälte sie. Doch unbeirrbar harrte sie der Zukunft.
Unter den Leuten waren allerlei Gerüchte im Umlauf. Die einen vermuteten, sie würde Tausend in Silber erhalten. Manche nahmen an, ihr würde eine lebenslange Rente ausgesetzt. Andere, die weiter entfernt wohnten, behaupteten sogar, man habe sie im Provinzzentrum gesehen, wo ihr vom Schatzamt zweitausend Dong ausgehändigt worden seien.
Aber die Wirklichkeit sah anders aus. In Wirklichkeit mußte sich Chi cu Ban in den Augenblicken, wo sie vor Erschöpfung fast umfiel, noch immer mit der Hoffnung trösten, und nachts weinte sie insgeheim in ihrem leeren Haus. Sie erinnerte sich an den Tag, an dem ihr Mann so forsch ausgezogen war, um den Mandarin und die Soldaten zum Räubernest zu führen. Sie dachte daran, wie der Leichnam ihres Mannes verkrümmt in einer Blutlache gelegen hatte und sie auf einmal als Witwe mit drei kleinen Kindern zurückgeblieben war. Ihr Leid war groß. Doch dann dachte sie an das Versprechen des Kreisvorstehers, der ihr versichert hatte, sie würde für den Verlust ihres Mannes entschädigt werden. O Himmel, wann denn nur? Wann würden der Hunger, das Elend und die Ausweglosigkeit ein Ende haben und sie nicht länger bedrohen? Sie schaute zur Wand und erblickte den Schatten der Trauerbinde. Wehmut erfaßte sie, und sie begann leise zu schluchzen.

Eines Tages kam Chi cu Ban zu mir gerannt. Diesmal war kein Reiskorb in ihren Händen. Auch war ihre Miene nicht so trübsinnig wie sonst. Sie streckte mir ein Papier mit zinnoberrotem Siegel entgegen, bat mich, es anzusehen, und fragte: „Der Herr Dorfälteste hat mir diese Verfügung gegeben, er sagt, der Mandarin bestellt mich zum Empfang der Belohnung. Stimmt das?“
Im stillen freute ich mich für sie. Wieder fragte sie: „Ist das wahr? Sagen Sie mir doch bitte, wieviel ist es denn?“
Als ich mir das Papier angesehen hatte, blickte ich sie an und antwortete leise: „Ja, das ist die Belohnung. Ihr Mann bekommt nach seinem Tod den neunten Beamtenrang verliehen.“
„Und kein Geld?“
„Nein.“
Chi cu Ban wurde plötzlich grau im Gesicht. Sie begann zu zittern, dann weinte sie jämmerlich. Sie riß das Papier an sich und rannte zum Tor hinaus. Offenbar dachte sie nicht daran, daß sie sich eigentlich für ihren Mann freuen müßte, der bei den neun Quellen nun sicherlich ungemein fröhlich war.

Wenn mir jemand einen Hao gäbe

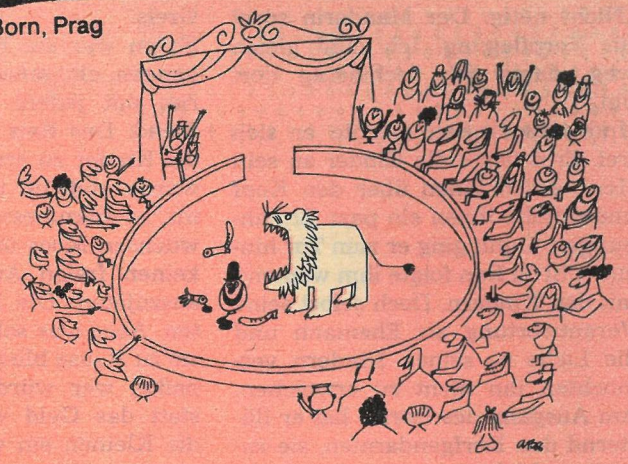
Ein Soldat mit blauem Lendentuch betrat den Waggon, sah sich nach einem freien Sitzplatz um und holte dann einen schwächlichen, für sein Alter sehr klein geratenen Jungen nach. Die eiserne Kette, die er mit der einen Hand hielt und deren anderes Ende um das Handgelenk des Jungen gewickelt war, hing herunter und schwang klirrend hin und her. Der Soldat machte einen erschöpften Eindruck, er legte den Non auf sein Knie, setzte seinen Turban ab, lehnte sich mit dem Kopf an die Waggonwand und übergab schließlich sogar die Kette an den Gefesselten. Der Häftling rollte die Kette ordentlich vor dem Bauch zusammen und bedeckte sein Handgelenk mit dem Jackenärmel.
Die Passagiere beobachteten alles schweigend, angewidert oder ängstlich, als hätten sie einen Schwerverbrecher vor sich. Sie waren um so mehr angewidert oder ängstlich, als dieser üble Verbrecher noch so jung war, höchstens fünfzehn oder sechzehn Jahre alt.
In seinem verlebten, schwarzgebrannten und faltigen Gesicht wirkten die Augen blitzendweiß, und sie blickten mürrisch wie die Augen einer Eule. Wollte man den Sachen, die er trug, solche gebräuchlichen Bezeichnungen wie Hose und Jacke geben, so widerspräche das den Tatsachen.
Den Oberkörper bedeckte ein großes, morsches Stück Stoff, dessen einstmaliger Verwendungszweck nicht mehr zu erkennen war. Genauso ließ sich nicht feststellen, ob das, was den Unterkörper verhüllte, überhaupt aus Stoff bestand. Es schienen die Reste eines Damenkorsetts zu sein. Beide Stücke waren in Fetzen, und die Löcher waren so groß, daß man sie nur schließen konnte, indem man sie zusammenzog oder mit Schnur abband. Deshalb konnte man an seinem Körper auch jede Schwäre und jede Rippe zählen.
Der Zug lief in eine Station ein. Auf einmal fragte eine Frau den Soldaten: „Was hat der Junge denn verbrochen, mein Herr?“
„Er hat gar nichts verbrochen, er ist betteln gegangen, darum wird er nun in sein Heimatdorf zurückgebracht.“
Erst da begannen die Passagiere den also gar nicht so üblen Verbrecher mit mitleidigen Augen zu betrachten. Die Frau fragte weiter: „Sie lassen ihn also nicht betteln gehen?“
Der Soldat antwortete lächelnd: „Das bin nicht ich, der ihn nicht läßt. Meine Vorgesetzten haben mich beauftragt, ihn zurückzubringen, und ich führe den Befehl aus, das ist alles.“
Der Reisenden erschienen diese Worte vernünftig, so lächelte auch sie und sah sich den Jungen an. „Na ja, blind ist er nicht, verkrüppelt auch nicht, aber er geht betteln. Er ist sicher bloß faul.“
Der Soldat nicke. „Ja, und außerdem verschandelt er die ganze Provinzhauptstadt, meine Dame.“
Alle musterten den Jungen und die Fetzen, die seinen Körper bedeckten, so daß er beschämt den Kopf senkte. Dann begann ihn die Frau zu belehren: „In deiner Heimat mußt du dir Arbeit suchen, um dir dein Essen selbst zu verdienen, mit betteln bringt man es doch zu nichts. Und wenn man erst einmal ein Bettler ist und die Leute einem vielleicht nichts geben, fängt man leicht an, Dummheiten zu machen, und wird zum Dieb. Dann gewöhnt man sich an unrechte Taten und wird eines Tages zum Mörder oder zum Räuber und kommt ins Gefängnis.“
Der Junge antwortete seufzend: „Sie haben ja recht, aber ich weiß einfach nicht, was aus mir werden soll. Das ist jetzt schon das zweitemal, daß ich nach Hause zurückgebracht werde.“
„Das zweitemal? Warum bleibst du denn nicht zu Hause, statt dich so unvernünftig herumzutreiben? In deinem Dorf hast du doch Verwandte und Nachbarn, die sicher Mitleid haben und dir helfen würden. Ist das denn nicht besser, als ganz auf sich allein gestellt in die Welt hinauszugehen?“
„Ich will doch überhaupt nirgendwo hin. Der Grund ist, daß meine Eltern früh gestorben sind, ich bin bei meinem Onkel aufgewachsen, oben in Lang Son.“
„Woher bist du denn?“

Fortsetzung Seite 41

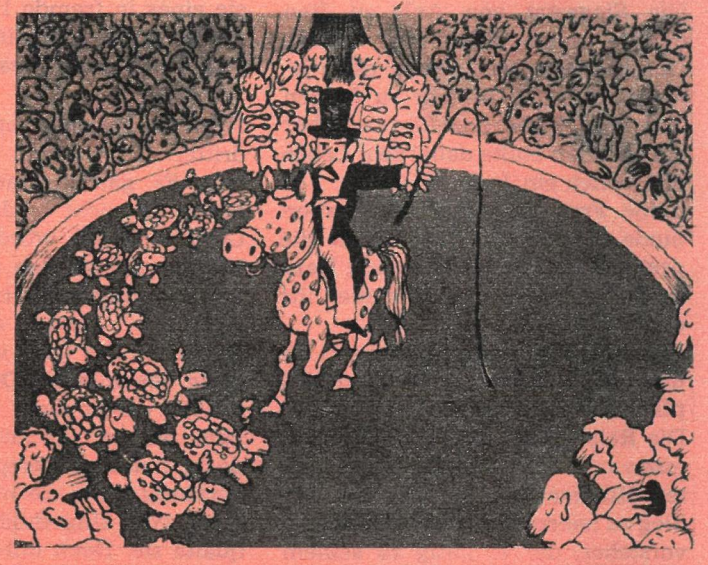
Der Neid löst ebenso viele Zungen, wie die Bewunderung erstarren läßt. Balzac

Tesler, Moskau

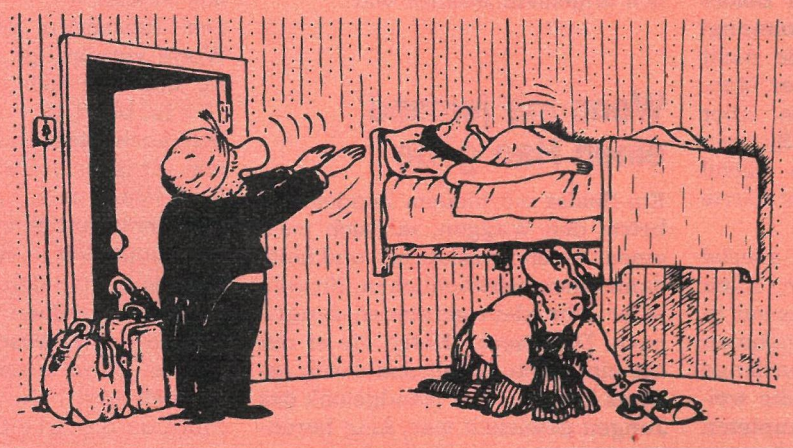
Rosanzew, Moskau



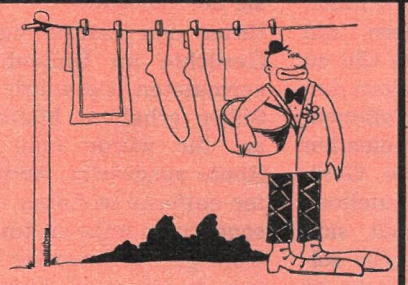
Born, Prag



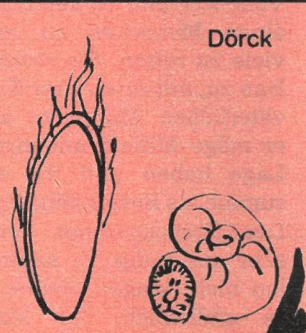
Tesler



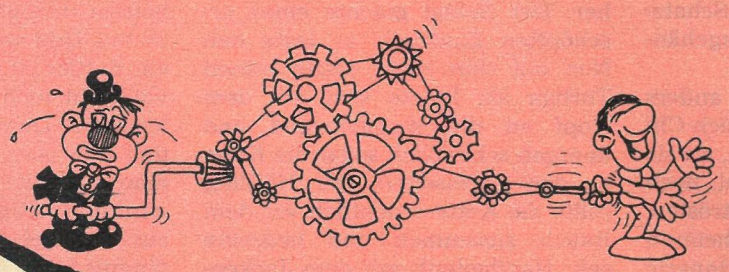
Kossobukin, Kiew



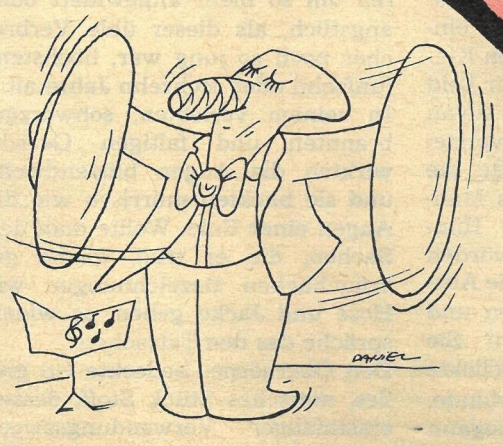
Neumann



Dörck



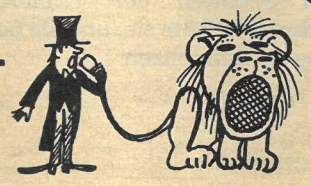
Trendafilov, Sofia



Daniel, Prag

Schmidt

Es ist mit dem Witz wie mit der Musik: Je mehr



man hört, desto feinere

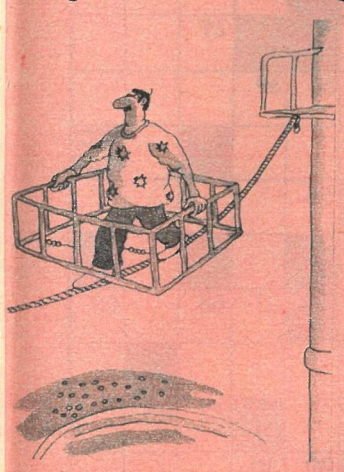
lacht. Schiller.

Lachen ist ein Ausdruck relativer Behaglichkeit. Busch

Lachen ist das Recht des Menschen. Chamisso

Am anderen liebt man Vollkommenheit, an sich sich.

Steger



Joule, der Knödelschleuderschneck von VLABER

Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber; Grafik: Martin Kotsch

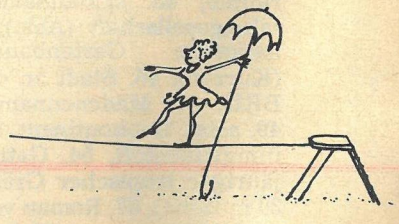
2 Wochenspruch

Mit guter Laune die schlechte umbringen, der Aufwand lohnt sich immer.
Greulich

Alles hopp!

Mut dazu gehört auch auf dem Schlappseil.
Liebhaber sind Gaukler aus Leidenschaft.
Klug ist, wer auch närrisch sein kann.
Zirkus ist eine erstaunliche Übertreibung.
Seiltanzen läßt sich nicht heucheln.

Ein Reis vom Narrenbaume trägt jeder, wer er sei, der eine deckt es zu, der and're trägt es frei.



W. Pankow

Ein Leben mit der Kunst

Als ich geboren wurde, war ich ein kleines, schüchternes Wesen. Zähne hatte ich noch keine – deshalb mußte ich vorerst mit Milch vorliebnehmen. Mein Vater war groß und hatte ein gestreiftes Fell. Er hat meine Mutter früh verlassen, die in einem Wanderzirkus ihre Kunststücke zeigte. Es fiel ihr schwer, mich allein zu erziehen, und so brachte man mich in die Schule der Jungtiere.

Ich erinnere mich meines ersten Dompteurs Tichonytsch. Das war ein Mensch mit weichem Gemüt, der seinerseits von seiner eigenen Frau dressiert wurde. Er tat mir leid, und aus Mitleid führte ich irgendwelche waghalsigen Kunststücke aus.

In der Arbeit mit dem Dompteur gibt es zwei Methoden. Eine schmerzhafte, bei der ich als Antwort laut aufbrülle und auf eine Gelegenheit warte, mich zu rächen. Dies ist eine primitive Methode, durch die stolze Raubtiere gezwungen werden, mit eingeklemmtem Schweif herumzulaufen; sie ist für Dummköpfe bestimmt, während ich, wie Sie erraten haben werden, nicht dazu gehöre…

Die zweite Methode ist die der Ermutigung. Das wichtigste, was von mir verlangt wird, ist, den Dompteur zu verstehen. Gut, daß der Mensch über Reflexe verfügt. Dank der Reflexe kann man den Menschen ganz einfach das beibringen, was er zeigen soll.

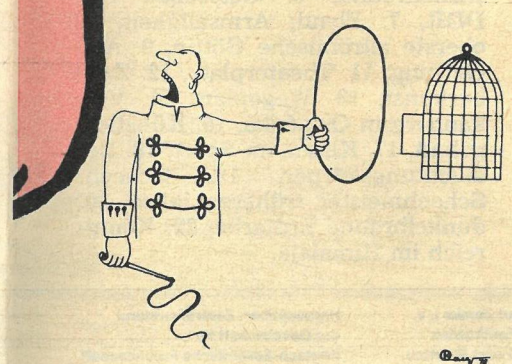
Aber im allgemeinen liebe ich Zärtlichkeit. Die Peitsche und ein grobes Wort schätze ich nicht. Ich habe es gern, wenn man mich versteht… Aber wer hat das nicht gern! Ich habe es gern, wenn man mir Pflege angedeihen läßt, meinen Käfig säubert, mich hinterm Ohr krault… Hat man Sie niemals hinterm Ohr gekrault? Es ist wundervoll!

Ich trete schon lange im Zirkus auf, aber jedesmal rege ich mich auf, wenn ich in die Arena muß: Wie wird man mich empfangen? Sind meine Streifen auch heute schön genug? Ich schärfe meine Krallen, überprüfe meine Stimmbänder: „R-r-r-…!"

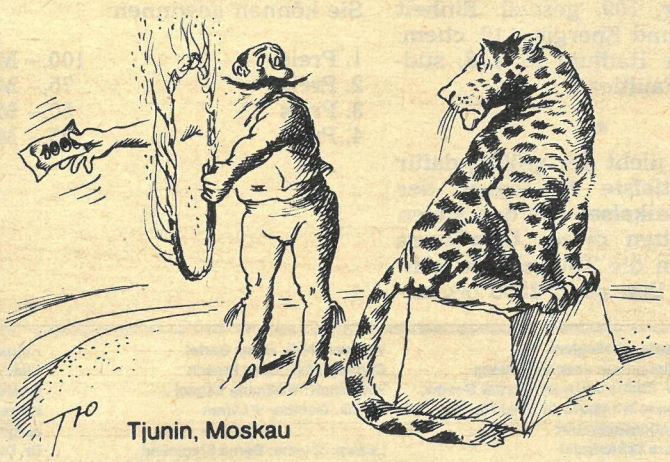
Das wichtigste in meiner Nummer ist, den Dompteur im besten Licht zu zeigen. Wie mutig er ist, wie gelenkig, wie stark… Ich jedoch, ganz ehrlich gesagt, ziehe es vor, mit dem weiblichen Geschlecht zu arbeiten. Sie steckt dir den Kopf in den Rachen, und das ist dir angenehm, obgleich es kitzelt. Dafür gibt es Parfüm, Puder und andere Zutaten… Das ist etwas anderes als der Glatzkopf mit dem Schnupfen. Die Dompteuse ist hübsch, appetitlich und außerdem leichter. Wenn sie reitet, spürt man überhaupt kein Gewicht… Wir, das heißt die Raubtiergruppe, streichen sie während der Nummer in jeder Weise heraus.

Das Leben mit der Kunst (besonders bei den Dompteuren) hängt jedoch immer an einem Haar. Hier hängt alles von unseren Zähnen ab. Aber mit den Jahren nimmt das Leben immer mehr zu, und die Zähne werden immer weniger. Auch bei einem Tiger.

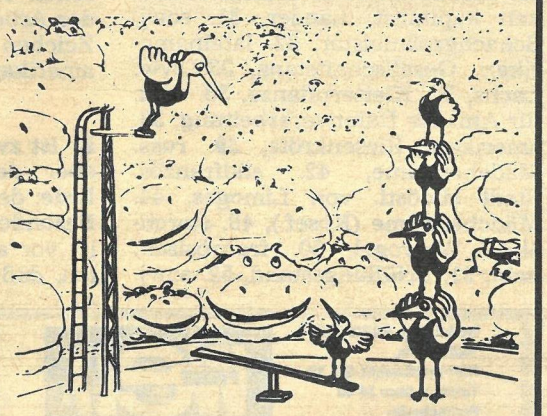
Aus dem Russischen von F. Pietzonka



Soldatow, Moskau



Tjunin, Moskau

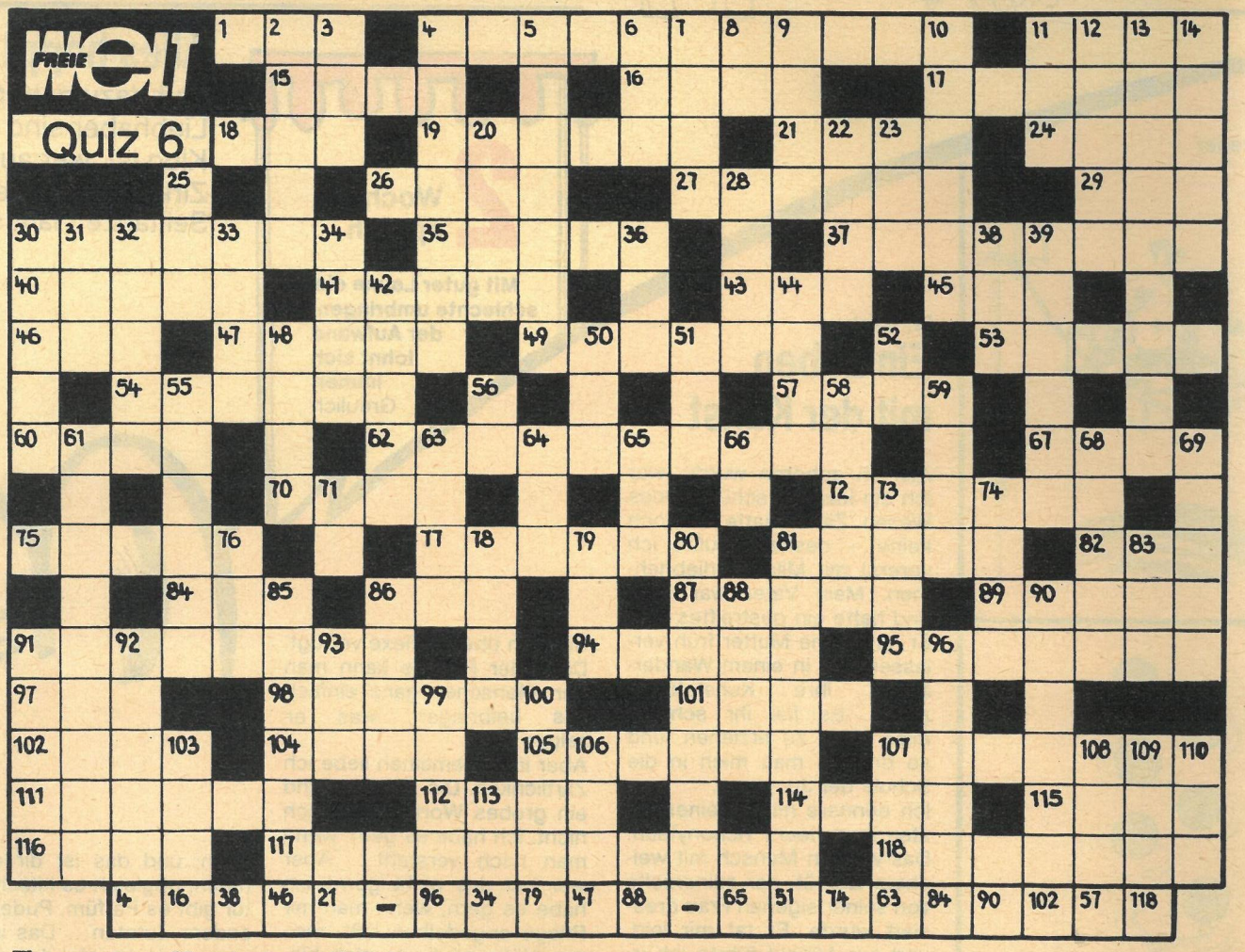


Kasanewski, Kiew

Verhältnisse verlangt man. Lichtenberg

Der Spaß ist unerschöpflich, nicht der Ernst. Jean Paul

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Baumteil, 4. dem Süßwasser angepaßtes Meeressäugetier im Baikalsee, 11. edler Speisefisch (Mz.), 15. ein netzartiges Gewebe, 16. die Festmasse der Erde, 17. svw. Trara, lärmender Betrieb, 18. Treffer bei Feldballspielen, 19. Operngestalt aus „Euryanthe", 21. engl. Schulstadt, 24. Ortschaft in Kampuchea, südwestl. von Pnom Penh, 26. ein Fisch des Baikalsees, 27. ein Wolganebenfluß, 29. Ort westlich von Perwouralsk, 30. Verkehrsweg, 35. jordanische Hafenstadt am Roten Meer, 37. kleine Sonate, 40. Ort und Großkraftwerk südöstl. von Senftenberg, 41. svw. Ritzen, Zwischenräume, 43. skandinavische Luftfahrtgesellschaft (Abk.), 45. internationale Gartenbauausstellung (Kurzw.), 46. Stadt an der Donau/BRD, 47. Mädchenname (Kurzf.), 49. asiat. Subkontinent, 53. ein Parfümgrundstoff, 54. Gattung mehrjähriger tropischer Gräser (bis zu 30 m Höhe), 57. Roman von Zola, 60. engl. Männername, 62. bedeut. sowj. Filmregisseur (gest. 1948), 67. Ackerunkraut, 70. Planauflage, 72. russ. – sowj. Maler, Architekt u. Kunstwissenschaftler (1871–1960), 75. künstl. Wasserweg, 77. Schallplattenmarke, 81. geschriebene Buchstabenreihe, 82. lateinisch: Sache, Ding, 84. spanisch: Fluß, 86. Wind des Gardasees, 87. großes Gewässer (Mz.), 89. Papstkrone, 91. größte Stadt der Türkei (nicht die Hauptstadt), 94. Himmelskörper, 95. Name eines Turmes mit berühmtem Glockenspiel i. d. Moskauer Kreml-Mauer, 97. indischer Schriftsteller des 19. Jh., 98. Einsiedler, 101. Mädchenname, 102. noch ein Mädchenname, 104. Hauptstadt der Lettischen SSR, 105. svw. Gebiet, Bezirk, 107. Kettenteile, 111. französ. Mädchenname, 112. dichterisch: Wäldchen, 114. sowj. Mittelgebirge, 115. Drama von Ibsen, 116. Hühnerprodukte, 117. aufgezeichnete Kurve der Herzbewegungen, 118. zentralasiat. Fluß z. Baikalsee.

Senkrecht: 2. Hieb, Schlag, 3. Eingang, 4. Bloßstellung, 5. Gestalt aus Schillers „Wallenstein", 6. oberitalien. Stadt, 7. nord. Männername, 8. chem. Zeichen für Radon, 9. dichterisch: Atem, 10. Oper von Verdi, 11. Behörde, 12. italien. Geigenbauerfamilie, 13. zweitgrößte Stadt der UdSSR, 14. Mädchenname, 20. engl. Adelstitel, 22. sowj. Nachrichtenagentur, 23. Berg im SO der afrikan. Republik Tschad, 25. helfender Hinweis, 28. svw. Maifisch, 30. Elendsviertel in Industriebezirken kapitalist. Länder, 31. sowj. Schachgroßmeister, 32. lateinamerikan. Gesellschaftstanz, 33. svw. Lachs, 34. Kletterpflanze, 36. Abk. für Amt für Datenverarbeitung, 38. amerikan. Riesenkröte, 39. russ. Mädchenname, 42. südfranzös. Stadt südöstl. von Limoges, 44. Mädchenname (Kosef.), 48. storchähnl. Watvogel, 50. französisch: nein, 51. Erfüllungsstand, 52. sowj. Flugzeugtyp, 55. einziger Abfluß des Baikalsees, 56. hohe Spielkarte, 58. Dorfwiese, 59. sowj. See in Mittelasien, 61. Kettengebirge am Nordrand des Pamir, 63. Schabeisen der Kammacher, 64. Lebensbund, 65. japan. Münzeinheit, 66. chem. Zeichen für Erbium, 68. nordfranzös. Departementshauptstadt, 69. Abhandlung in knapper Form, 71. westsibir. Strom, 73. altes Papierzählmaß, 74. griech. Buchstabe, 76. Mädchenname, 78. französ. Schauspieler u. Regisseur („Monsieur Hulot"), 79. Vorgebirge, Gipfel (arabisch), 80. Erdteil, 81. svw. Mitte, 83. deutscher Volksliedforscher des 19. Jh., 85. poln. Volkstanz, schneller Schlußteil des Kujawiak, 86. russ. Männername, 88. See in Nordamerika, 90. griech. Sagengestalt, Tochter des Ödipus, 91. weibl. Operngestalt aus „Rienzi", 92. ein Aussprachezeichen, 93. Urkanton der Schweiz, 96. Titelgestalt bei Andersen-Nexö, 99. svw. das Abgemähte (z. B. Gras, Getreide), 100. Musikstück für drei Instrumente, 103. Aussehen, Miene, 106. räumlich beschränkt, 107. ein Brennstoff, 108. Fluß zum Asowschen Meer, 109. gesetzl. Einheit der Arbeit und Energie, 110. chem. Zeichen für Radium A, 113. südamerikan. Faultier.

4	16	38	46	21	–	96	34	79	47	88	–	65	51	74	63	84	90	102	57	118				

★

Er ist zwar nicht der größte, dafür aber der tiefste Binnensee der Erde: der Baikalsee. Zu den vielen Besonderheiten dieses Gewässers ist vor allem die Tatsache zu zählen, daß in ihm rund 2500 organische Formen leben, von denen die überwiegende Mehrheit endemisch ist, das heißt, es gibt sie nur im Baikalsee!

Wissenschaftler nennen den Baikalsee ein „ökologisches Phänomen". Die naturverbundenen Menschen Sibiriens haben ihm einen poetischen Beinamen gegeben, den Sie, liebe Rätselfreunde, finden sollen.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie zu dem gewünschten Ergebnis.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden. Einsendeschluß ist der 27. Juni 1984 (Datum des Poststempels). Und bitte die Marke Quiz 6 oder die Zahlenleiste auf der Postkarte nicht vergessen! Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 15/1984 der FREIEN WELT.
Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. Preis	25,– Mark

Schach

Kasparows beste...

Als seine beste Partie beim Finalmatch des Kandidatenturniers zur Schach-WM gegen Wassili Smyslow bezeichnete Garri Kasparow, der mit 8,5:4,5 (+4–1=9) siegte, die neunte.

DAMENGAMBIT, **Kasparow (UdSSR)–Smyslow (UdSSR), Vilnius** 1984, 9. Partie: 1. d4, d5, 2. Sf3 Sf6, 3. c4 c6 4. Sc3 e6 5. Lg5 Sbd7 6. e3 Da5 7. cd S:d5 8. Dd2 Lb4 9. Tc1 e5?! 10. a3 Ld6 11. de S:e5 12. S:e5 L:e5 13. b4! L:c3 14. D:c3 S:c3 15. ba Se4 16. Lf4 0–0 17. f3 Sf6 18. e4 Te8 19. Kf2 a6 20. Le2 Le6 21. Tb1 Te7 22. Thd1 Tae8 23. Tb2 Lc8 24. Tbd2 Td7 25. T:d7 S:d7 26. g4! Sc5 27. Le3 Sd7 28. g5! Se5 29. Ld4 Sg6 30. Kg3! Sf8 31. h4 Td8 32. f4 Le6 33. Lc3 T:d1 34. L:d1 Sd7 35. f5 Lc4 36. h5 h6 37. gh gh 38. e5! Sc5 39. Kf4 Ld5 40. Lc2 f6? 41. e6! Kg7 42. Lb4 Sb3 43. Ke3 c5 44. Lc3 Schwarz gab auf.

Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 2. Mensch mit höchster geistiger Schöpferkraft, 4. Rätselfreund, 6. Ostseebad der DDR, 7. Elend; Armseligkeit, 8. oberste altrömische Göttin, 9. Art, Gattung, 11. Theaterplatz, 12. Zauberkunst, 13. Wegeplan, 14. Vulkanberg in Ostafrika, 15. Künstlergehalt, 17. Klasse im Sport, 18. Beleuchtungskörper, 19. tschech. Schachmeister früherer Jahre, 20. dunkelbraune Erdfarbe, 22. Königreich im Himalaja.

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

FREIE WELT

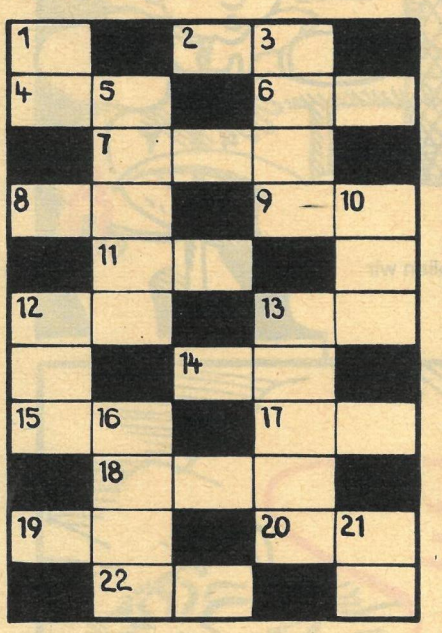
Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure: Günter Bonow, Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche;
Redaktionssekretär:
Barbara Schabilnski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb, Dr. Dietrich Pätzold

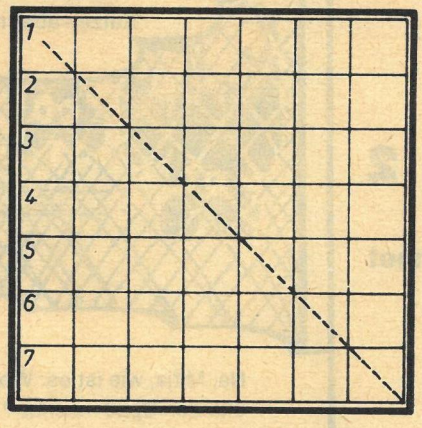
Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

Senkrecht: 1. Bezirk der DDR, 3. feiner Niederschlag, 5. Gesamtheit der Fachausdrücke einer Wissenschaft, 10. Labor-Gefäß, 12. ein spanischer Süßwein, 13. Imprägniermittel für Holz und Mauerwerk, 16. Leim zum Gelieren von Speisen, 21. Fleischspeise.



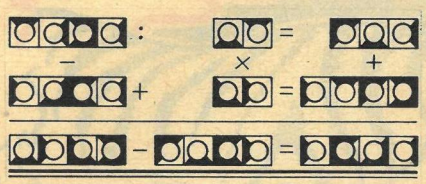
Füllrätsel

Waagerecht: 1. ein Feldhuhn, 2. Wintersportstätte, 3. Facharbeiter in der Lederindustrie, 4. Fachmann; Sachverständiger, 5. den Meisen verwandter Sing- und Klettervogel, 6. Leiterquerholz, 7. Möbelstück.
Die Buchstaben in den gestrichelten Feldern (von oben nach unten diagonal gelesen) ergeben den Namen einer Oblasthauptstadt in der Belorussischen SSR.



Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



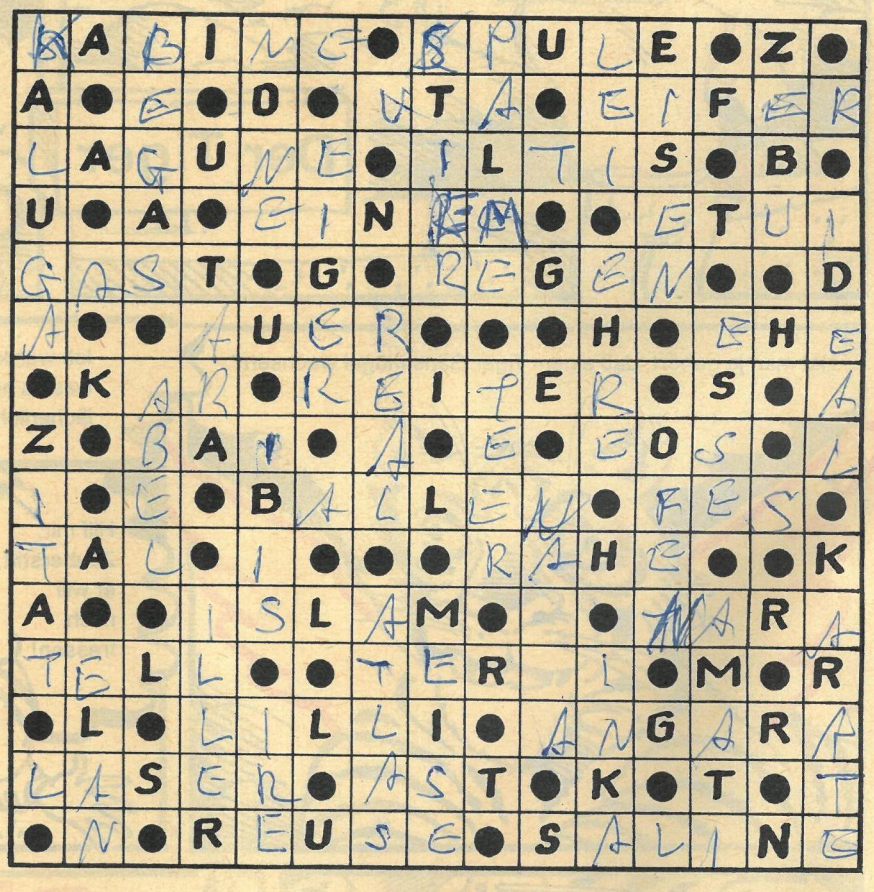
Buchstabentausch

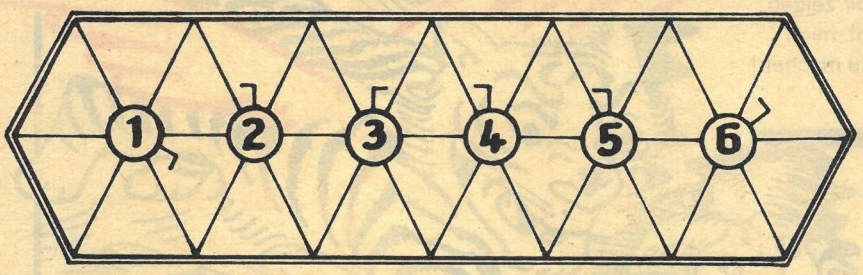
Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein Buchstabe auszutauschen, so daß sich andere Begriffe ergeben:
Hafen – Bast – Alge – Lage – Storm – Maat
Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben die Bezeichnung für einen Frühjahrsblüher.

Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. Verpackungsart (z. B. für Tabak, Stroh u. ä.), 2. Segelstange, 3. Garnrolle, 4. Stadt a. d. Oka südl. von Moskau, 5. Tonintervall im Neunstufenabstand, 6. bekannter Spruch, Ausspruch, 7. oriental. Glaubenslehre, 8. Meeresbucht, 9. japan. Stadt östl. von Osaka, 10. Lichtwellenverstärker, 11. Baumteil, 12. Verpackungsgewicht, 13. Mädchenname, 14. Salzwerk, 15. Pferdesportler, 16. deutscher Bildhauer (gest. 1911), 17. Besucher, 18. Erfinder des Gasglühlichts, 19. Nische vor Hochgebirgswänden, 20. Wärmespender, 21. Fischfanggerät, 22. storchähnl. Vogel mit langem gebogenem Schnabel, 23. Kartenwerk, 24. Schwung, 25. Singvogel, 26. Titelheld bei Schiller, 27. Kohleprodukt, 28. Lernbegierde, großer Fleiß, 29. altspan. Silbermünze, 30. Lebensbund, 31. mittelital. Provinzhauptstdt, 32. Wohnraum auf Schiffen, 33. ital. Geigenbauerfamilie, 34. Göttin der Morgenröte, 35. durch Strandwall vom Meer abgetrennter flacher Meeresteil, 36. baumartige Tropenpflanze, 37. altperuanische Herrscherkaste, 38. Donaunebenfluß, 39. weibl. Gestalt der altnordischen Göttersagen, 40. Buckelrind, 41. Skulptur des Naumburger Doms, 42. Komponist der Oper „Dantons Tod", 43. Rauchfang, 44. Behältnis, 45. europ. Inselbewohner, 46. Schiefer, Fels, 47. genialer norweg. Mathematiker (1802–1829), 48. japan. Art waffenloser Selbstverteidigung, 49. Stadt in Marokko, 50. Sternbild des Tierkreises, 51. Vorbild, 52. Niederschlag, 53. Gipfel der Berner Alpen, 54. kleines Raubtier, 55. ein Schwermetall, 56. Bergeinschnitt, 57. Abfluß des Baikalsees, 58. ethischer Begriff.





Wabenleiste

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:
1. engl. Bezeichnung für Sahnebonbon, 2. Druckbuchstabe, 3. Bezeichnung f. d. im 2. Jahrtausend v. u. Z. in Italien eingewanderten indoeuropäischen Volksstämme, 4. feststehender Teil elektrischer Maschinen, 5. die Gebiete beiderseits des Äquators, 6. vertiefte Fläche in holzgetäfelter Wand.
Die Buchstaben in den oberen Feldern der Figur ergeben den Namen der Hauptstadt der Kalmykischen ASSR.

Auflösungen aus Heft 11/1984

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Stand, 4. Leo, 6. Mine, 9. Nikolai, 13. neo, 14. Bojar, 16. Reno, 18. Harke, 20. SOS, 22. Union, 24. Arkansas, 26. Ora, 27. Po, 28. Dialekt, 29. Ungar, 30. Laser, 32. Lid, 33. Iglu, 34. Isen, 35. Snob, 37. Aini, 38. Ei, 39. Ale, 40. Note, 42. Cembalo, 45. arg, 47. Nas, 49. Niere, 51. Rauen, 53. Ossete, 55. Braut, 57. Obra, 60. NVA, 61. Krim, 62. Itil, 63. Waage, 65. Ire, 67. Ezio, 69. Sto, 71. Sesam, 74. Esel, 75. Sari, 77. Oma, 79. Tisa, 80. Stint, 81. Triode, 83. Amara, 85. Tegel, 88. Gel, 89. Uhu, 90. Tanagra, 92. Rune, 93. Ego, 94. KS, 96. Stil, 98. Meer, 99. Hus, 101. Iota, 103. Luk, 104. Steno, 107, Remse, 108. Swansea, 109. et, 110. Lew, 111. Batterie, 112. Rasin, 113. Gnu, 115. Argus, 116. anno, 117. Krake, 118. Tor, 119. Norilsk, 120. Mais, 121. Ree, 122. Terni.
Senkrecht: 1. Scholochow, 2. Arras, 3. Dnepr, 4. Los, 5. Obsidian, 6. Manege, 7. Iriklinski, 8. Ern, 9. Norge, 10. klar, 11. Lisene, 12. los, 15. Juli, 17. Nansen, 19. Ara, 21. Odin, 23. Otu, 25. Kanne, 29. Uil, 31. Erb, 32. Liouville, 35. Sterlet, 36. Bart, 37. Alan, 39. Asti, 41. Orbis, 43. Mara, 44. Ar, 46. Go, 48. aero, 50. Idiomatik, 52. Ear, 54. Ems, 56. Ukas, 58. Bast, 59. Agentur, 64. Esten, 66. est, 67. Erie, 68. Ziolkowski, 70. Tom, 72. Sieg, 73. Majakowski, 76. Argo, 78. Aral, 80. Salm, 82. Eu, 83. Ausleger, 84. AN, 86. Geher, 87. Lessen, 91. Alt, 92. Retter, 95. Stairs, 97. Tuan, 100. Umiak, 101. Isa, 102. Anna, 104. Start, 105. Elgar, 106. neu, 107. Real, 111. Bon, 112. Rom, 114. Ute.
Kreuzgitter. Waagerecht: Cembalo (14), Osteria (48), Are (6), Rila (57), Ding (16), Raserei (52), Selenga (63), Anfrage (8), Obers (46), Uwe (74), Sura (66), Knabe (33), Iran (30), Blutrache (10), Lage (36), Note (44), Ren (55), Wels (75), Arno (3), Kontinent (35), Tara (68), Dekor (15), Tief (70), Uta (73), Satte (61), Drogist (17), Brenner (12), Lorelei (39), Eine (21), Oslo (50), Ene (23), Rasswet (53), Komarin (32).
Senkrecht: Carlos (13), Era (25), Messer (41), Arras (2), Lien (40), Olifant (49), Sieg (64), Ede (22), Ringer (58), Ing. (29), Agamen (5), Samba (60), Leu (37), Buna (11), Rabe (51), Wien (76), Kur (34), Arsenik (7), Eck (20), Alt (1), Lew (38), Gal (27), Ohr (47), Ego (24), Eva (18), Skat (62), und (72), Ger (28), Atta (9), Niet (43), Tenor (71), Norilsk (45), Tauber (69), Rubens (59), Italer (31), Ferien (26), ADN (4), Strom (65), Rebe (54), Solo (67), Ria (56), Nes (42), Eni (19).
Wörterband. Von außen nach innen: Flora, Blase, Radar, Antenne, Ramme, Trage, Rasin, Limes, Argo, Regie, Traber, Iler, Atlas, Part.
Von innen nach außen: Traps, Alt, Are, Lire, Bar, Teig, Ero, Gras, Emil, Nis, Areg, Art, Emma, Renn, Etna, Rad, Ares, Alba, Rolf.
Rätselpyramide: 1. Ai, 2. Ira, 3. Krai, 4. Kairo, 5. Troika, 6. Karotin.
Magisches Quadrat: 1. Loren, 2. Opale, 3. Ramme, 4. Elmer, 5. Neere.
Raten und Rechnen:

7137	–	5700	=	1437
+		:		–
1071	+	150	=	1221
8208	:	38	=	216
–		×		+
18	+	204	=	222
8190	–	7752	=	438

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 27 03 277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Der Zauberstift

2

Erdacht und gezeichnet von Oleg Tesler und Sergej Tjunin, Moskau.

Ihr Fledermäuse seid ja eine komische Erfindung – fliegende Mäuse! Fliegende Hunde gibt's auch und fliegende Fische, fliegende Katzen aber nicht...

Na, Mitja, wie ist es: Wollen wir uns den Spaß machen?

Das wäre lustig, diesen Faulpelz das Fliegen zu lehren!

Der Tiger

Hat man je gehört, daß einem Tiger Gänseflügel wuchsen?

Ich werde dir zeigen, was es heißt, mich lächerlich zu machen!

Hilf mir, Zauberstift, er will mich fressen!

Der

Laß ihn mit den Gänsen fortfliegen! Wie konnte ich mir nur so etwas Dummes wünschen!

Satire aus Vietnam

Fortsetzung von Seite 35

„Ich stamme eigentlich aus dem Dorf Dong Hai, das gehört zur Provinz Thai Binh. Aber ich bin dort gewesen, weil meine Eltern schon vor über zwanzig Jahren nach Lang Son gezogen sind und sich dort Arbeit gesucht haben."

„Und was macht dein Onkel?"

„Er war Bauer, aber sehr arm, und vor ein paar Monaten ist er gestorben. Als mein Onkel noch lebte, hat er für andere gearbeitet und auch bei fremden Leuten gewohnt, und als er gestorben ist, hat man mich weggejagt."

„Warum hast du nicht gebeten, daß man dir Arbeit gibt?"

„Habe ich, aber der Herr hat gesagt, ich bin noch zu klein und zu gar nichts zu gebrauchen."

„Hättest dich als Diener verdingen können!"

„Wissen Sie, ich wollte wirklich nicht betteln gehen. Ich bin gar nicht faul. Ich weiß selber, daß es zu nichts führt, immer auf Kosten anderer zu leben, und daß es eine Schande ist. Aber der Herr hatte keinerlei Verwendung für mich. Er sagte, er hätte schon genug Leute. Deshalb durfte ich nicht mehr in seinem Haus bleiben."

„In der Provinz Lang Son gibt es so viele Menschen, so viele Häuser, warum hast du dir nicht eine andere Arbeit gesucht?"

„Ich habe es ja versucht, aber alle sagten, ich sei zu dünn und zu schwächlich. Manche haben mich zwei Tage lang beköstigt und dann wieder fortgeschickt, weil ich zu nichts tauge, und vor allem, weil ich allein dastehe und niemanden habe, der für mich bürgen könnte, und man mir nicht trauen kann."

Die Reisende seufzte. Der Junge fuhr fort: „Wenn ich wenigstens ordentliche Sachen hätte, dann würde man mir vielleicht noch glauben, aber so, wie ich angezogen bin, denken alle, ich bin ein Dieb. Ich bin tagelang herumgezogen, ohne etwas zu essen, da mußte ich einfach meine Hand ausstrekken und um ein paar Kupfermünzen und eine Schale Suppe bitten, ob ich wollte oder nicht. Einmal hatte ich Glück und traf auf einen früheren Freund meines Onkels. Ich habe ihm von meiner Lage erzählt, und er hatte Mitleid und versprach mir, zwei Tage später würde er zum Markttag nach Ky Lua gehen, um seine Waren zu verkaufen, und mich als Diener bei Bekannten unterbringen. Und wenn das nicht klappen sollte, wollte er mir ein bißchen Startkapital leihen."

„Warum bist du da nicht mit diesem Herrn als Diener mitgegangen?"

Der Ärmste lächelte. „Er war genauso bettelarm wie ich. Ich tat ihm bloß leid, deshalb wollte er mir helfen. Das Kapital, das er mir versprochen hatte, konnten höchstens ein oder zwei Hao sein. Er riet mir, ein Paar Toneimer zu kaufen und Wasser für die Leute zu schleppen oder einen Teekessel und einige Schälchen, um mit Tee zu handeln. Ja, meine Dame, wenn man das Kapital dafür besitzt, dann lassen sich viele Verdienstmöglichkeiten finden, und ich bin sicher, wenn ich einen Hao für den Anfang hätte, bloß einen einzigen, könnte ich mein ganzes Leben lang satt werden. Wirklich, wenn mir der Freund des Onkels damals gleich einen Hao geborgt hätte oder wenn mir irgend jemand einen gäbe, dann würde ich auf keinen Fall mehr betteln gehen, nur um wieder aufgegriffen und in die Heimat zurückgebracht zu werden."

„Du bist also festgenommen worden, nur weil du gebettelt hast?"

„Ja, sonst habe ich nichts getan. Letztesmal hat mich ein Soldat in zwei Tagen hingeschafft, von Lang Son nach Thai Binh.

Der Soldat setzte hinzu: „Da muß man sich ganz schön abhetzen."

„Wieviel gibt Ihnen denn der Staat für Ihre Ausgaben, wenn Sie so eine Fahrt machen?"

Der Soldat fuhr sich durch die Haare und setzte sich gerade hin. „Wir bekommen für jeden Tag zwei Hao Zuschuß. Der Wächter, der den Burschen das letztemal begleitet hat, war vier Tage unterwegs, weil ja noch die Rückfahrt dazukommt, das macht acht Hao."

Die Frau nickte. „Richtig. Und die zwei Fahrkarten von Lang Son nach Thai Binh und eine von Thai Binh nach Lang Son? Wieviel kosten die, mein Herr?"

Der Soldat schüttelte den Kopf. „Ich bin noch nie die Strecke nach Long Son gefahren, aber einmal ist jemand nach Thai Binh gefahren, das hat zwei Dong gekostet."

Die Frau riß erstaunt die Augen auf. „Also fünf oder sechs Dong? Und außerdem die Verpflegung für den Jungen auf den Weg. Wenn man fünf Dong für einen Zug annimmt und acht Hao für den Wächter dazurechnet, macht das insgesamt... Wieviel Essengeld gibt es denn pro Tag für ihn, mein Herr?"

„Sechzehn Xu."

Die Frau murmelte: „Also fünf Dong achtzig plus drei Hao zwanzig, das sind sechs Dong zwölf."

Der Junge sperrte die Augen auf und hörte gespannt zu. Der Soldat ergänzte: „Und vom Provinzzentrum in den Kreis bringt ihn dann ein anderer Bewacher."

„Oh! richtig, das sind noch zwei Hao für jeden Tag."

Der Junge sagte: „Von Thai Binh in den Kreis sind wir mit dem Bus gefahren, eine Fahrt für vier Hao."

„Zwei Fahrscheine hin, ein Fahrschein zurück, das sind ein Dong zwanzig, und zwei Hao plus sechzehn Xu, das macht einen Dong sechsundfünfzig. Insgesamt also sieben Dong achtundsechzig. Und wie geht es aus dem Kreis weiter?"

Der Soldat gab Auskunft: „Ein dritter Wächter bringt ihn ins Dorf und übergibt ihn dort dem Ältesten. Der Dorfälteste muß den Wächter aber anständig bewirten."

Der Junge sagte: „Wissen Sie, als man mich ins Dorf brachte und dem Ältesten übergab, hat der erklärt, daß er überhaupt nicht weiß, was ich für einer bin, weil mein Name gar nicht in der Einwohnerliste verzeichnet ist. Aber er mußte mich trotzdem nehmen, auf Anordnung des Mandarins. Dann schien es ihm um das Geld leid zu tun, und er jagte mich wieder fort. Hätte mir damals jemand einen Hao als Startkapital gegeben, wäre ich nirgendwo hingegangen. Aber so mußte ich mich von Ort zu Ort durchbetteln, wurde auf hunderterlei Art erniedrigt. Nach einer Woche bin ich dann in eine Provinz geraten, die ich nicht kannte, da hat man mich wieder aufgegriffen und bringt mich nun in mein Dorf zurück wie das vorigemal."

Der Junge seufzte. Der Soldat sagte ärgerlich: „Er verursacht dem Staat wirklich große Ausgaben. Und wieviel Papier jedesmal seinetwegen verschwendet wird. In der Residenz, beim Provinzgouverneur, auf dem Polizeirevier, dann im Kreis und im Dorf. Wenn er verhaftet wird, muß man erst auf die vielen notwendigen Unterschriften warten, darum muß er mindestens einen Tag lang verpflegt werden, bevor man ihn zurückführen kann."

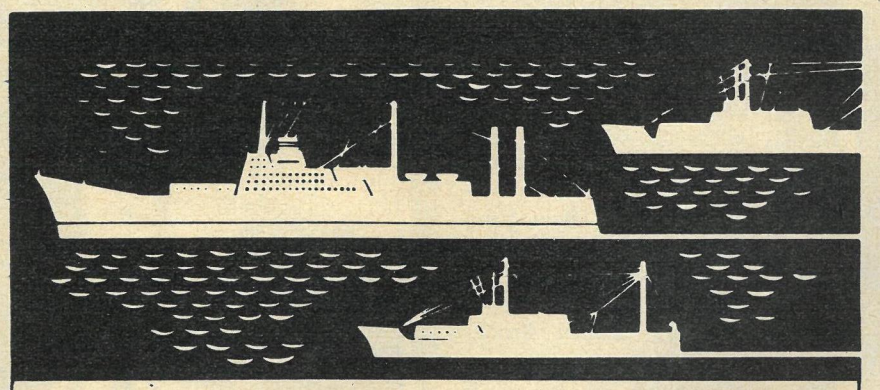
Die Frau sagte: „Rund gerechnet hat der Staat also letztesmal acht Dong für ihn ausgeben müssen. Und jetzt ist es das gleiche, und wer weiß, wie oft noch."

Der Soldat nickte und blickte den nachdenklich gewordenen Jungen an. „Wenn ein Bettler aufgegriffen wird, hat der Staat nur das Recht, ihn in seinen Heimatort zu überführen, weiter kann er nichts tun."

Die Reisende schüttelte den Kopf und sagte zu dem Jungen: „Du siehst also, du mußt arbeiten gehen, darfst nicht mehr betteln. Es ist doch besser, daß du dem Staat jährlich anderthalb Dong Kopfsteuer zahlst, wenn du erst alt genug bist, statt daß die Behörden jedesmal sieben oder acht Dong für deine Rückführung ausgeben müssen, ohne daß der Staat etwas davon hat."

Der arme Junge schien die Rechnung, die ihm da aufgemacht wurde, voll und ganz zu verstehen und über die große Summe sehr erstaunt zu sein. Betrübt stimmte er dem sehr richtigen Rat der wohlmeinenden Frau zu. „Ja, meine Dame. Aber wenn mir jemand einen Hao spenden würde, nur einen einzigen Hao, dann müßte ich nie im Leben betteln gehen, und der Staat könnte sich diese ganzen Ausgaben sparen."

Aus dem Vietnamesischen von Andreas Pham und Pham Nhu Anh



Mit moderner Fangflotte

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten im Bereich:

Fischverarbeitung als Produktionsarbeiter

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
– Mindestalter 18 Jahre und ein guter Gesundheitszustand.

Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
2510 Rostock 5,
Am Fischkombinat 11

Reg.-Nr. 16/I/84

Rari-täten Räder-Rallye

Sicher dachten der russische Schlosser Artamonow und der badische Forstmeister Karl Friedrich Freiherr von Drais – nachweisliche Ersterbauer des Fahrrades – nicht im Traum daran, welche rasante Entwicklung ihre „Knochenrüttler" in allernächster Zeit durchmachen sollten. Denn die immer größer werdende Bedeutung seit seiner Erfindung zu Beginn des 19. Jahrhunderts kann man unserem guten alten Fahrrad nicht abstreiten. Eines allerdings änderte sich zwei Jahrhunderte lang nicht – trotz der vielen Abwandlungen und Formen: „Das Fahrrad (veraltet Veloziped – lateinisch: velox = schnell, pedes = Füße) ist ein zweirädriges, einspuriges Fahrzeug, das mit Hilfe menschlicher Tretkraft fortbewegt und durch die beim Fahren vorhandene Energie der Bewegung im Verein mit der Lenkung des Vorderrades im labilen Gleichgewichtszustand gehalten wird." – Nachzulesen im Großen Brockhaus von 1930. Was sich da so kompliziert anhört, ist eigentlich ganz einfach, denn der Voraussetzungen bedarf es wenige. Ein Fahrrad, etwas Geschicklichkeit und ein Schuß Selbstvertrauen reichen schon aus, um sich in den Sattel schwingen zu können. Ja, und dann heißt es natürlich: immer feste treten ...

Dabei erwies sich für so manchen das Fahrrad auch als ideales Rezept gegen überflüssige Pfunde. Deshalb ist es nicht verwunderlich, daß gerade in unserem Jahrhundert ein – wenn auch ungefährliches – Zweirad-Fieber ausgebrochen zu sein scheint. Krönung des Ganzen sind eigens dafür veranstaltete Festivitäten – zu beobachten auch im litauischen Šiauliai. In dieser 130 000 Seelen zählenden Stadt gehört das Fahrrad zu den Hauptverkehrsmitteln. Jeder dritte Šiauliaier nutzt es zu Sport- und Erholungszwecken oder bei der täglichen Fahrt zur Arbeit. Regelmäßig veranstalten die Radfans der Stadt ihren „Tag des Radfahrers" – ein Fest, das Gleichgesinnte aus allen Teilen der Sowjetunion besuchen, und zu dem die Republiksmeisterschaften der Kinder und Jugendlichen genauso gehören wie das traditionelle Schaufahren selbstgebauter Drahtesel. Dieser letzte Programmteil ist gleichzeitig die Attraktion des Festes, denn der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. Die Vielfalt der Konstruktionen reicht dabei vom altehrwürdigen Holzfahrrad bis zu eiähnlichen Gefährten. Hauptsache ist, daß diese Prunkstücke fahren – und das tun sie auch.

Vielleicht würde Freiherr Karl Friedrich die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, könnte er sehen, was aus seiner tollen Erfindung alles gemacht wird. Oder er wäre enttäuscht, haben es doch Ur- und Ururenkel trotz aller Computer- und Lasertechnik nicht geschafft, sein Lebenswerk grundlegend zu verändern.

Anke Fleischer (Text)
APN/A. Semljanitschenko (Fotos)

Hinweisheiten für Radfahrer

Viele Radwege führen nach oben.

★

Bevor es bergab geht, an den Rücktritt denken.

★

Das Tempo allein macht's nicht, man muß auch in die richtige Richtung fahren.

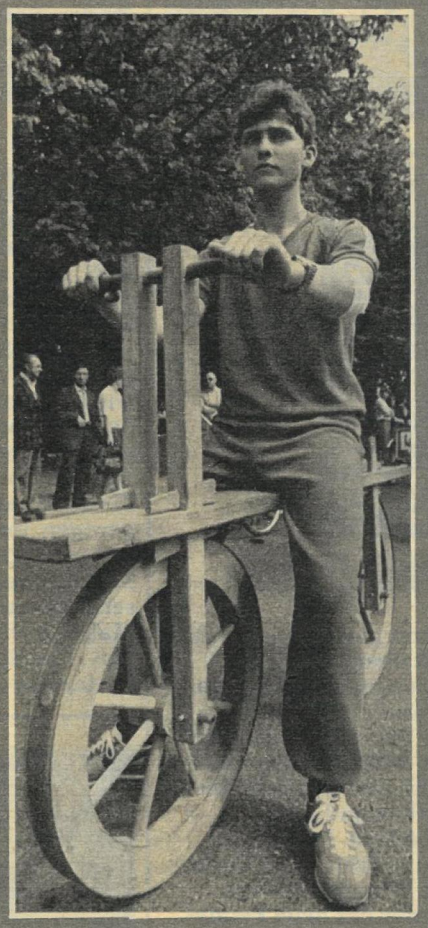
★

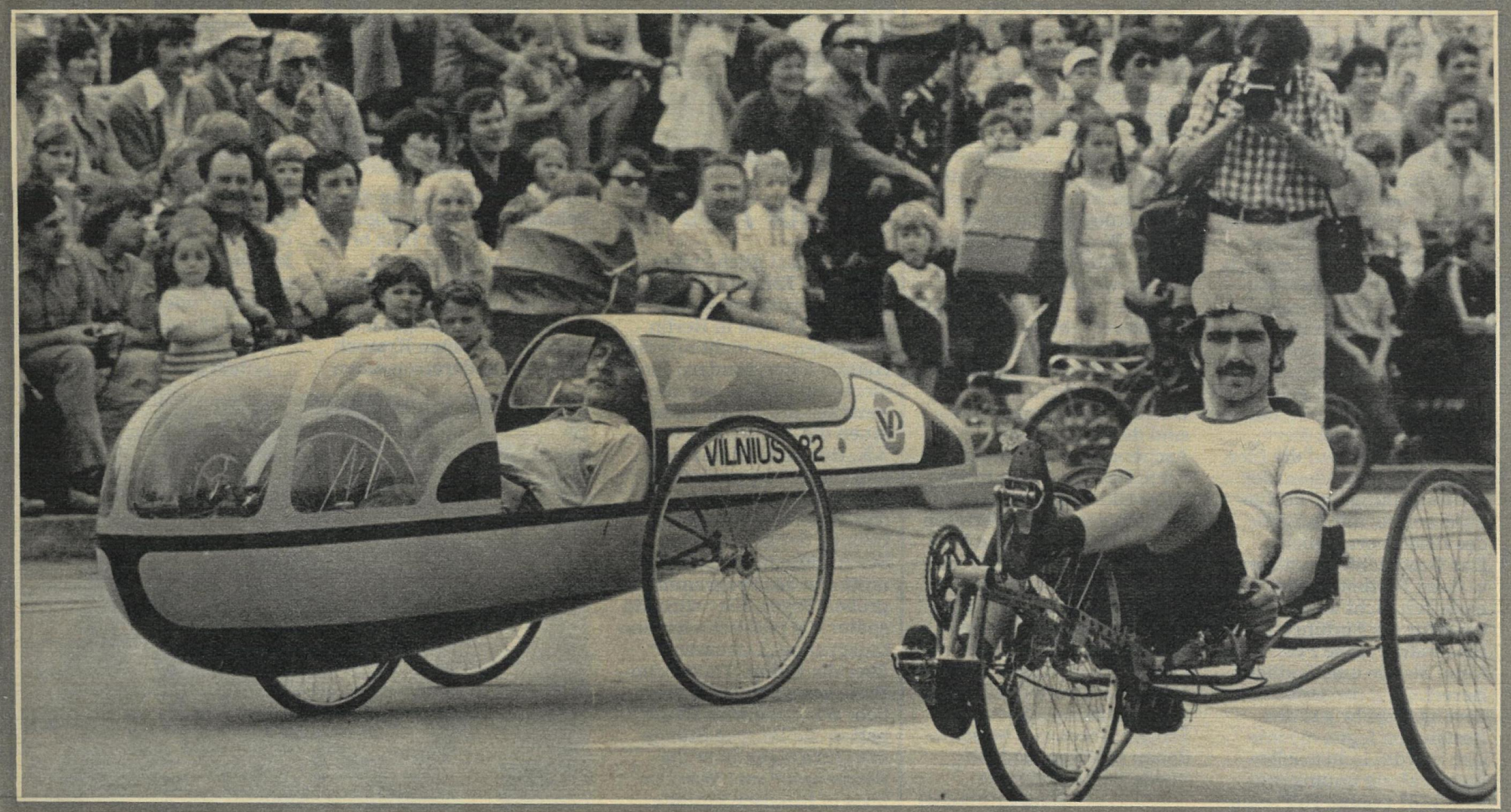
Auf einem Tandem können nicht beide lenken.

★

Wer ständig nur im Sattel sitzt, kriegt leicht Sitzbeschwerden.

Manfred Strahl





BRIEFMARKEN-GALERIE

Aschenputtel der Philatelie?

Aus der Frühzeit der Geschichte der Briefmarke existiert manche erheiternde Anekdote. Das beginnt mit jener Begegnung des späteren britischen Postreformers und „Vaters der Briefmarke" Sir Rowland Hill mit einer Schönen in einem kleinen Ort in der Nähe Londons. Dem Mädchen hatte der Postbote einen Brief übereicht, den es – nach längerer kritischer Betrachtung – empört zurückreichte. Weswegen es so verfuhr? Ganz einfach. Noch ehe es Briefmarken gab, mußte der Brief**empfänger** und nicht der Absender das Porto – berechnet nach Gewicht und Wegstrecke – bezahlen. Der Posttrick des Mädchens – so die Legende – war nun folgender: Mit ihrem Verlobten verabredete sie, auf jeden Brief entsprechende Zeichen zu machen, durch die sie sofort wußte, wie es ihm geht und wann das nächste Stelldichein ist... Hill kam durch dieses Erlebnis auf die Idee, einen Weg zu suchen, der die Bezahlung der Postgebühr bereits mit Aufgabe des Briefes ermöglicht... – Das Geschichtchen dieser kleinen Postbetrügerei war natürlich nicht ausschlaggebend für die Einführung der Briefmarke. Eine Postreform, die die umständliche Berechnung der Briefbeförderungsgebühr aus den Poststuben fegte, machte sich mit der industriellen Entwicklung unumgänglich. 1837 reichte Hill seine berühmt gewordene Denkschrift über „Wichtigkeit und Nutzen einer Reform des Postdienstes" ein. Erhitzte Debatten waren die Folge. Schließlich konnte sich die Idee des Schulmeisters Rowland Hill durchsetzen. Im August 1839 unterzeichnete die britische Königin Victoria nicht nur das neue Penny-Porto-Gesetz, sondern stimmte auch einem Briefmarkenwettbewerb zu.
Mit der „Penny black" Großbritanniens (links oben) wurden Mitte des 19. Jahrhunderts Maßstäbe gesetzt. Im Markenbild begegnen uns aus dieser Frühzeit Herrscherporträts, Allegorien (rechts oben), Wappen oder Ziffern (Abb. Mitte). Heute werden die „gewöhnlichen Briefmarken" oft als „nicht sammelnswert" bezeichnet. Sammler stürzen sich lieber auf die attraktiveren Sonderbriefmarken.
Doch die „Dauermarken" sind durchaus keine Aschenputtel der Philatelie. Auch sie lassen sich in vielerlei Hinsicht sammeln und durchforschen. Sie verraten vieles über historische Veränderungen und gesellschaftliche Verhältnisse, lassen philatelistische Forschungen über Veränderung der Portosätze, des Briefmarkenpapiers zu.
Mein Tip: Die in der Sowjetunion herausgegebenen Dauermarken mit verschiedenen Motiven sind lohnende Sammelobjekte.

Henri Hamann

Wiedererkannt

SUCHAKTION FREIE WELT ICH WAR DABEI

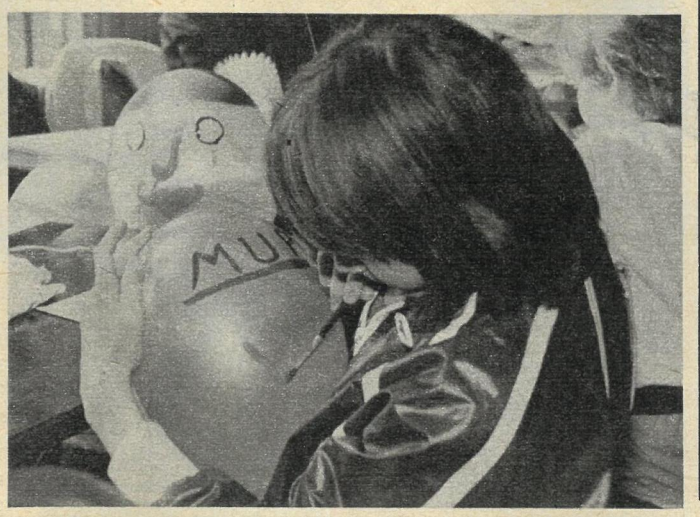
**In Heft 8/1984 rief FREIE WELT aus Anlaß des 35. Jahrestages der DDR zu einer Suchaktion unter dem Motto ICH WAR DABEI auf. Wir fragten: Wer erkennt sich auf den abgebildeten Fotos, wer erkennt Freunde, Verwandte oder Bekannte...
Zu dem Foto aus dem Jahre 1969 schrieb uns Oberstleutnant Hans Kohlmetz aus Straußberg:**

Wir saßen auf dem Raucherplatz des Übungsgeländes (obwohl ich Nichtraucher bin), als mir die FREIE WELT mit eurer Umfrage in die Hände kam. Ich erkannte mich als den Hauptmann und Schiedsrichter (rechts im Vordergrund) wieder. Damals, vor 15 Jahren, waren wir zu einer gemeinsamen Ausbildung mit unseren sowjetischen Freunden aufs Gefechtsfeld gezogen, um unsere Fertigkeiten im Umgang mit der Technik weiter zu verbessern. Es war nicht das erste Mal, daß wir zusammen mit den „Raketschiks" der Sowjetarmee unsere Kräfte maßen. Schließlich haben wir es mit der gleichen Technik zu tun. Um unsere Luftgrenzen zuverlässig gegen einen eventuell angreifenden Feind zu schützen, hat sich solch ein Wettbewerb zwischen Waffenbrüdern bestens bewährt. Auch wenn wir gute Freunde sind, bei der Bewertung der Leistungen wird kein Auge zugedrückt. Ich erinnere mich noch an den sowjetischen Baum. Ich schaute sowjetischen Schülern aus Karlshorst und Pionieren und FDJlern aus Halle bei ihren Theaterdarbietungen in Russisch zu. Ich wäre so gern an zehn Orten gleichzeitig gewesen... Schließlich entdeckte ich die „Teestube". Ein verführerischer Duft lockte mich an. Gemeinsam zeigten die AG „Junge Köche" und sowjetische Schüler ihre Backkünste. Igor verriet mir sein Piroggenrezept. Bei einem Glas Tee unterhielten wir uns dann aber nicht nur darüber. Auf jeden Fall wollen wir uns auf dem nächsten „Fest der russischen Sprache" wiedersehen.

Anja Mucha, AG „Junge Journalisten", Pionierpalast „Ernst Thälmann"

Treff für 7000

Unser Palast glich einem Meer von Kindern: Zum „Fest der russischen Sprache" am 13. Mai in Berlin begrüßten wir nicht nur die Hauptstädter, sondern Pioniere und FDJler aus allen Bezirken der DDR, unter ihnen die Teilnehmer der XX. Russisch-Olympiade, und zahlreiche sowjetische Ehrengäste. Das Gesangs- und Tanzensemble der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland eröffnete das Programm im großen Foyer. Hier wirbelte später die polnische Kindertanzgruppe „Lubuszanie" über die Bühne. Im ganzen Haus war ein buntes Treiben. Wie auf einem Basar hatten die Bezirke Stände mit Quizfragen über die Sowjetunion und Wissenstests in Russisch gestaltet. Die Jüngsten konnten die bekannten Trickfilmfiguren Hase und Wolf in Holz brennen oder russische und sowjetische Folkloremotive auf Glas malen. Im „Friedenszentrum" hängte ich meinen gefalteten Kranich zu vielen anderen an einen



schen Hauptmann (2. von links), der auch nicht die kleinste Ungenauigkeit durchgehen ließ. Eine Episode, die typisch ist für unser Verhältnis zu den Soldaten der Sowjetarmee: Genossen der Startrampenbedienung wollten eine Rakete vom Transportfahrzeug auf die Rampe laden. In der Aufregung übersah ein Soldat, daß eine Zerrung nicht gelöst war – Zeitverzug wäre die Folge davon. Da sprang ein Sowjetsoldat aus den Zuschauerreihen und nahm den Haken ab. Wie nun bewerten? Während wir noch diskutierten, waren die Soldaten beider Armeen schon zum nächsten Programmteil übergegangen. Sie standen an der Startrampe und zeigten sich gegenseitig die effektivsten Handgriffe und Bewegungsabläufe, um die Fla-Rakete noch schneller startklar zu machen. Fünfzehn Jahre sind inzwischen vergangen. Vieles hat sich seitdem verändert. Die Ausbildungsaufgaben für uns sind umfangreicher und komplexer geworden. Aber die Waffenbrüderschaft mit der Sowjetarmee ist nach wie vor die entscheidende Grundlage unserer Anstrengungen bei der Sicherung des Friedens.

Sie fragen – wir antworten

Heute Geschichte

Welches war eigentlich der erste volkseigene Betrieb in der Sowjetunion?
Margit Neumann, Berlin

Das war die Textilfabrik in Likino im Gebiet Wladimir. Die kleine Siedlung bestand im Jahre 1917 außer den Behausungen der Einwohner aus Kaserne, Arrestlokal, Kirche, Lebensmittelladen und einer winzigen konfessionellen Schule. Das alles konzentrierte sich um die Textilmanufaktur. 4000 Weber beschäftigte der Fabrikherr Smirnow. Und eines Tages vor der Februarrevolution schloß er seinen Betrieb. Unter den Arbeitern breiteten sich Hunger und Krankheit aus. Die Lage wurde schließlich so verzweifelt, daß am 25. September alle mit ihren Familien Likino verließen, um bei den Webern von Orechowo-Sujew um Hilfe zu bitten. Nach einer spontanen Versammlung nahmen Familien die Kinder auf, und die Arbeiter spendeten einen Zweiwochenlohn für die Arbeitslosen. Außerdem veranstaltete man noch eine Büchsensammlung. Die größte Not war vorübergehend durch diese Solidarität gelindert. Inzwischen hatten die Weber von Likino Abgesandte an die Provisorische Regierung in Petrograd geschickt, mit einem Appell, die Fabrik wieder zu öffnen. Vergeblich – der Unternehmer Smirnow handelte im Einverständnis mit der Provisorischen Regierung, wie die Abgesandten berichteten. Jetzt ergriffen die Weber selbst die Initiative. Sie entschlossen sich, die Fabrik ohne den Besitzer wieder in Gang zu bringen. Mit Hilfe der Bolschewiki beschafften sie Brennstoff, organisierten Verwaltung und Betriebsschutz. Nach dem Sieg der Oktoberrevolution schickten sie erneut eine Delegation nach Petrograd. Diesmal zu Lenin, in den Smolny … „Lenin empfing die unseren sofort", schrieb W. Petrow, Mitglied des Fabrikkomitees, in seinen Erinnerungen. Am 30. November 1917 unterzeichnete Lenin den Beschluß, in dem die Fabrik der Gesellschaft der A. W. Smirnow-Manufaktur zum Eigentum der Russischen Republik erklärt wurde.

(nach Informationen der Zeitung „Nedelja")

Preisfrage

Heft 12/84

Wieviel DDR-Bürger erhielten eine Ausbildung an sowjetischen Hochschulen?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 14/84. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 20. Juni 1984. Auflösung von Heft 10/84: Kasachstan oder Kasachische SSR. Wir gratulieren Charlotte Gnewuch aus Frankfurt/Oder.

Wer schreibt uns?

Ljudmila Filatowa, 20 Jahre alt, wünscht Briefwechsel mit DDR-Kindern. UdSSR, 170 024 Kalinin-24, pr-kt 50 Let Oktjabr, d. 2/19, kw. 60.

Soňa Janderlová, 15 Jahre alt, möchte gern mit Jugendlichen aus unserer Republik korrespondieren. Interessen: Musik, Sport, Literatur. ČSSR, 01851 Nova Dubnica, SNP 24/20.

Das Ethnographische Museum Szentendre, nördlich der ungarischen Metropole, besuchte Günter Fischer aus Leipzig und entdeckte dort diesen Ziehbrunnen.

Neues vom Blockhaus

Als Nikolai Mamakow, Absolvent der Kasaner Bauhochschule mit Doktorhut, im Jahre 1983 zu einem Zusatzstudium an die Technische Universität nach Dresden kam, war ich gerade unterwegs in seiner Heimatstadt. Ein Zufall. Ich fand damals, daß Kasan die verwegenste Straßenbahn hat, die ich je gesehen habe. Vom Dach bis zu den Rädern kunterbunt bemalt und beschriftet, entwickelt sie beträchtliches Tempo. Im März dieses Jahres hielt Dr. Mamakow im Klub der Freundschaft im Blockhaus einen Vortrag (FREIE WELT hatte dieses neue Dresdner Haus der DSF vorgestellt). Er sprach über Stadtgestaltung und Architektur in der Tatarischen ASSR. Natürlich stand die Hauptstadt Kasan im Mittelpunkt. Ich saß unter seinen Zuhörern, das war kein Zufall mehr. So erfuhr ich, daß die Tram eines schönen Tages ins Museum rollen wird. Eine Metro ist bereits projektiert.

Christine Voigt, Dresden

Kinderspielzeug

So war es richtig in Folge 9 „Russisches Kinderspielzeug" (FW 10/84): Sonneberg. Unser Foto: Lustige Plüschtiere aus dem VEB Kombinat Puppen und Plüschspielwaren Sonni. Es gewannen: 150 M Walter Scherz, Torgau; 100 M Reinhard Mildner, Zwikkau; 50 M Eleonore Heymann, Güstrow. Herzlichen Glückwunsch!

Dichter sein …

Vielen Dank für Ihren Beitrag zum 75. Geburtstag von Louis Fürnberg (FW 10/84). Bevor ich ihn selbst lesen konnte, wurde ich von Bekannten auf diese besondere Würdigung hingewiesen. Ihr Artikel ist keine der üblichen Pflichtübungen zu einem Gedenktag, sondern zeugt von Kenntnis und Verständnis für den Dichter, von Engagement und Zustimmung.

Lotte Fürnberg, Weimar

Mehr als ein Kundendienst!

Erfreut war ich, in Ihrem Heft 10/84 wieder die Friedensfahrtmannschaften abgelichtet zu finden. So bin ich in der Lage, mein kleines Sportarchiv zu vervollständigen.

Georg Butzke, Neuenhagen

Welche Tümmler tummeln sich?

Mit großem Interesse las ich den Tourismus-Ratgeber (FW 8/84). Auch ich habe vor, in diesem Sommer das Schwarze Meer zu besuchen. Eines interessiert mich besonders: Welche Delphine sind in diesem Jahr im Delphinarium von Batumi zu sehen?

Constanze Schmidt, Strausberg

In Batumi wird – wie in den meisten Delphinarien – der Große Tümmler gehalten und vorgeführt. Experimente mit den anderen beiden Arten im Schwarzen Meer – dem Kleinen Tümmler und dem Gemeinen Delphin, die als schwerer dressierbar gelten – werden im rumänischen Constanţa unternommen. Welche Tiere aber in diesem Sommer in Batumi zu sehen sein werden, das können wir Ihnen beim besten Willen nicht sagen. Die Besetzung der Becken wechselt nicht selten. Tiere werden zu langfristigen Experimenten ins freie Meer gebracht; andere erkranken unter den engen Verhältnissen der Gefangenschaft und müssen isoliert behandelt werden. Auch mit Todesfällen ist zu rechnen. Andererseits aber treffen Neufänge ein … Lassen Sie sich im Sommer überraschen!

Hans Frosch

Redaktion: Anke Fleischer; Fotos: Lothar Willmann, Helga Golz (2), Archiv

Träume im Fluge

Die Weitspringerin Heike Daute war mit achtzehn jüngster Leichtathletik-Weltmeister. Sie gewann auch den Europacup, wurde Hallen-Weltrekordlerin. Mit Saisonbeginn 1984 nahm sie eine neue Herausforderung an: den Weltrekord.

Wer im Telegrammstil Heike Dautes bisherigen sportlichen Weg beschreibt, könnte in jedem Satz das Wort Rekord unterbringen. Erleichtert würde ein solcher Versuch durch den Hinweis auf ihre Jugend – sie ist erst neunzehn.

Achtzehnjährig wurde sie der bisher jüngste Leichtathletik-Weltmeister (Männer also eingeschlossen), und noch nie erreichte eine andere Weitspringerin in diesem Alter die 7-m-Marke. Freilich ist beides vergänglich, auch Rekorden solcher Art ist kein langes Leben beschieden. Doch wie dauerhaft standfest wäre wohl jener Sprung von Utrecht '81 geworden, als die damals noch 16jährige Junioren-Europameisterin mit ihren 7,02 m wegen einer Winzigkeit zuviel Rükkenwind keinen Platz in der Weltbestenliste fand?

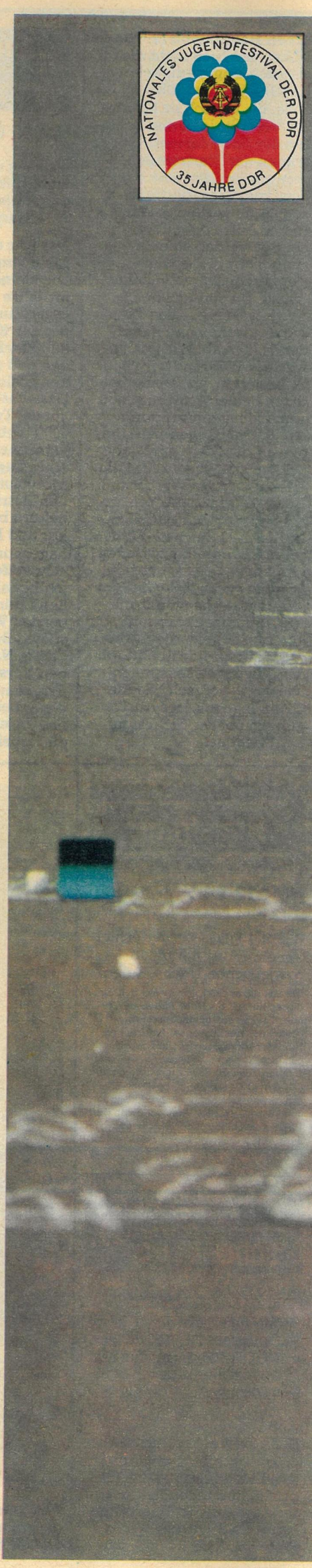
Dennoch ist sie Junioren-Weltrekordlerin, und das nicht erst seit August 1982 in Potsdam, als sie (in der Altersklasse 16/17 startend) 6,98 m weit sprang. Nicht zu vergessen, daß Heike nun schon seit vier Jahren auch als bisher weltbeste Fünfzehnjährige gilt: Im August 1980 landete sie in Santiago de Cuba bei 6,64 m. In welcher Statistik auch immer die Rede vom Frauen-Weitsprung ist, der Name Daute fehlt nirgends. Auch dort nicht, wo die Weltbesten in der Halle aufgereiht sind: Mit 6,99 m steht Heike an der Spitze, obwohl sie der Leichtathletik „unterm Dach" noch nie eine Liebeserklärung machte. „Aber 7,10 m könnt' ich dort schon springen..."

Die Wahl-Jenaerin aus Gera ist seit langem ungeschlagen. Der Weltmeistertitel und der Gewinn des Europacups weisen sie als Siegertyp aus – der jedoch nicht nur nebenbei auch Rekorde springt. Immer näher tastete sie sich an einen Weltrekord heran, der wegen seiner ungewöhnlichen Qualität zu einem der besten der ganzen Leichtathletik erklärt wurde: an die 7,43 m der Rumänin Anisoara Cusmir. Wenn Heike einmal sagte, es sei ein „unbeschreiblich schönes und eigenartiges Gefühl", die 7-m-Marke hinter sich zu lassen, so glaubt sie heute, im Fluge schon jenen Punkt zu erkennen, den zu erreichen vor allem auch dank i h r e r Leistung keine Fiktion mehr ist: die siebeneinhalb Meter...

Heike Dautes Freude, wenn ihr soeben etwas gelang, ist ansteckend. Ihrer gewinnenden Art, Erfolgserlebnisse auszudrücken (und solche Gelegenheiten bieten sich bei ihr oft), liegt zu Grunde, daß sie in j e d e m Sprung ihre Chance nutzt. Sie gehöre, sagte sie jüngst in einem Interview, nicht zu den Zauderern, die Regen und Kälte und Wind für mäßige Leistungen verantwortlich und zu einem Problem machen. Bei schlechtem Wetter auch schlecht zu springen, ist nichts für sie. In Jena, bei Aprilwetter im Mai, und kurz darauf in Dresden sprang sie mit 7,29 und 7,34 m zwei neue DDR-Rekorde – und in zwölf Versuchen neunmal über die 7-m-Markierung hinweg!

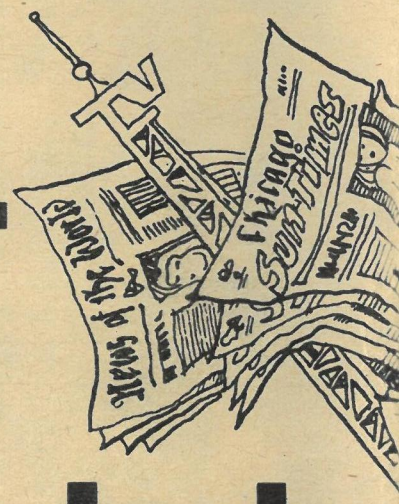
Wer sie, zum Anfassen nahe, sehen will, wird auch während des Nationalen Jugendfestivals Gelegenheit dazu haben. Gemeinsam mit anderen Weltklasse-Leichtathleten der DDR stellt sich die FDJlerin Heike Daute im Jahn-Sportpark vor. Es lohnt sich, sie anzuschauen – und das nicht nur als derzeit weltbeste Weitspringerin...

Hans Richard Vollbrecht (Text)
Detlev Steinberg (Fotos)



HAFEN

Medien-Magnat Murdoch



Aus der Karriere eines Mannes: von blanken Popos zur großen Politik

Ein Beitrag von Prof. Dr. Franz Knipping

„Ich wurde reingelegt", resümierte Sir Harold Evans. Auf welche Weise und durch wen, schilderte er, ein namhafter bürgerlicher Journalist Britanniens, in einem vor kurzem erschienenen Buch mit dem doppeldeutigen Titel „Good Times, Bad Times". Wörtlich übersetzt heißt das „Gute Zeiten, schlechte Zeiten"; die zwei Adjektive können sich indes auch auf die 1785 begründete Londoner „Times" beziehen, das Flaggschiff der bourgeoisen britischen Presse.

Die schlechten Zeiten brachen Evans zufolge im Februar 1981 an. Sozusagen im Winterschlußverkauf geriet damals der Times-Verlag mit der gleichnamigen, 300 000fach verbreiteten Tageszeitung in die Hände des Australiers Rupert Murdoch. Der neue Boß berief den versierten Evans zum Chefredakteur. Den Gewerkschaften verhieß er, bedrohte Arbeitsplätze der Drucker zu erhalten. Den Journalisten sicherte er unter seinem Zepter ungehinderte Meinungsfreiheit zu. Doch kaum hatte er seine Herrschaft angetreten, da brach er alle öffentlich gegebenen Zusagen. Sie seien, so erklärte er, „nicht das Papier wert, auf das sie geschrieben wurden".

Einfluß auf drei Kontinenten

Gestützt auf seine Verfügungsgewalt über lebendes wie totes Inventar, regierte Murdoch fortan absolut und unumschränkt. Kritikern hielt er entgegen: „Überall in der Welt gebe ich meinen Chefredakteuren Anweisungen, warum sollte ich es in London nicht tun?" Er tat es, indem er vor allem verlangte, „tapfer für Mrs. Thatcher und stramm für Mr. Reagan" einzutreten. Evans hingegen, den ein Gremium von Politikern, Publizisten und Verlegern gerade erst zum „Chefredakteur des Jahres" gekürt hatte, wurde am 9. März 1982 abgehalftert. Murdoch feuerte ihn, weil er sich nicht bedingungslos seinem Diktat unterwarf.

Evans' nunmehrige Abrechnung in Buchform, mit dem „Ich wurde reingelegt" als Kernaussage, zerstört nicht nur eine Legende, der niemand nachdrücklicher anhing, als der Verfasser selbst: daß nämlich Monopolbesitz an Massenmedien und freie Meinungsäußerung miteinander vereinbar seien. Aus der Sicht eines Eingeweihten und eines Betroffenen erhellt er schlaglichtartig einige kennzeichnende Eigenarten des neuzeitlichen „Informationsimperialismus". Nicht genug, daß eine Handvoll Giganten der Bewußtseinsindustrie 80 Prozent der Auflagen aller Tageszeitungen, 90 Prozent der Rundfunkstationen mit internationaler Reichweite und 95 Prozent der Fernsehanstalten in der nichtsozialistischen Welt kontrolliert. Zielstrebig eingesetzt wird dieser hochkonzentrierte Propagandaapparat zu kontinuierlicher Massenbeeinflussung im Ungeist des Antikommunismus und Antisowjetismus, zur Begründung imperialistischer Hochrüstung, im Dienste psychologischer Kriegsvorbereitung.

In diesem Feldzug wider Denken und Vernunft wirken Organe der Staatsmacht wie des Pentagon und State Department in Washington, führende Konzerne des Militär-Industrie-Komplexes und privatmonopolistisches, profitorientiertes Medienkapital aufs engste zusammen. Zu einem Repräsentanten des letzteren, vorbehaltlos auf antikommunistischen Kreuzzugskurs eingeschwenkt, avancierte der mehrfach genannte Mann namens Murdoch. „Sein sprießendes Verlagsimperium", urteilte das US-Magazin „Newsweek", ruft „Furcht, Neid und gelegentlich Bewunderung auf drei Kontinenten hervor."

Einstieg als Pornohändler

Der Aufstieg des am 11. März 1931 in Melbourne geborenen Rupert Keith Murdoch begann vor drei Jahrzehnten. Aus der Hinterlassenschaft seines Vaters, eines 1952 verstorbenen Journalisten und Verlegers, fielen ihm zwei kleine, dahinsiechende Provinzzeitungen zu: „The Adelaide News" und „Sunday Mail". Vom Studium an der englischen Universität Oxford nach Australien zurückgekehrt, übernahm er 1954 die beiden Blätter. Er bediente sich ihrer als Sprungbrett, um das zu bewerkstelligen, was er später einmal den „Bau von Machtpyramiden der Kontrolle" nannte. Gemeint damit war der systematische Aufkauf von kränkelnden Regionalzeitungen sowie der Aktien von Rundfunk- und Fernsehstationen – zunächst auf dem fünften Kontinent, bald jedoch auch im benachbarten Neuseeland.

Zu den Provinzblättern gesellten sich bald die beiden auflagenstärksten Tages- und Sonntagszeitungen der Millionenstadt Sydney. Konkurrenten schlug Murdoch mit Hilfe eines ebenso einfachen wie probaten, indes uralten Erfolgsrezepts aus dem Felde. Es bestand schon damals, wie der Londoner „Guardian" schrieb, aus „mehr und immer noch mehr Brüsten, Popos, Skandalen und Klatsch der feinen Leute". Auf diese Weise zimmerte der „Pornohändler", wie er bald genannt wurde, im Verlauf von anderthalb Jahrzehnten den größten Medienkonzern Australiens zusammen. Dortzulande wurde seither zu einem geflügelten Wort: „Wie wollen wir heute Mr. Murdochs Meinung hören – über Fernsehen, Rundfunk oder in der Zeitung?"

Politik mit Erotik

Als Murdochs Entfaltungsmöglichkeiten in Australien sich der Grenze näherten, wandte er sich dem kapitalistischen Pressegeschäft in internationalem Maßstab zu. Sein erster spektakulärer Coup gelang ihm 1968/69 in Londons Presseviertel Fleet Street mit dem Kauf der weltgrößten Sonntagszeitung „News of the World" und der Tageszeitung „Sun". Beide Blätter, die zuvor unter beängstigendem Auflagenschwund gelitten hatten, erlebten unter seiner Regie eine neue Blüte. Er bewerkstelligte das, indem er das ohnehin schon niedrige Niveau weiter senkte und den Publikationen sein unverkennbares Markenzeichen – textilfreie Busen und entblößte weibliche Kehrseiten – aufprägte. Zur Attraktion der „Sun" avancierte in jeder Ausgabe auf Seite 3 ein mindestens 30 Zentimeter hoher weiblicher Nackedei. Dank handfestem Sex und knisternden Skandalen, unter Verzicht auf alles politisch und gesellschaftlich Bedeutsame, schnellte die „Sun"-Auflage steil nach oben: von 800 000 auf gegenwärtig mehr als vier Millionen Exemplare.

Das schlug sich nicht nur in Murdochs Geschäftsbilanz nieder, sondern zahlte sich letztendlich auch politisch aus. Denn Zeitungen, in denen das Nichtige vor dem Wichtigen rangiert, die ihre Leserschaft ablenken und „entpolitisieren", eignen sich auch und besonders zu politischer Hetze und Verleumdung. Ihr denkentwöhntes Publikum schluckt nur allzu bereitwillig übelste antikommunistische Lügen und Verteufelungen. Getreu dieser Kalkulation handelten reaktionäre Großverleger wie Pulitzer und Hearst in den USA, wie Hersant in Frankreich, wie Springer in der BRD. Über dessen „Bild-Zeitung" mit ihrer täglichen Mixtur aus Blut, Busen, Sex, Skandalen und Antikommunismus sagte einmal der Publizist Erich Kuby, daß sie ihre Leser „dumm wie die Hühner und blutrünstig wie die Wölfe" mache. Genau das trifft auch auf Murdoch-Gazetten zu.

Mit dem Erwerb der „Times" (Kaufpreis: 12 Millionen Pfund Sterling) wurde der Fleet-Street-Eindringling zum Eigentümer des Blattes, das als nationale Institution gilt, vergleichbar dem Königshaus, dem Parlament oder der Bank von England.

Seither fungiert das englische „Weltblatt" als eine Art journalistischer Anstandsdame in dem – wie Widersacher sagen – „Bordell von Zeitungen", das der Mann aus Melbourne unterhält. Auf eine höhere Stufe wurde zugleich die Machtkonzentration in der Fleet Street getrieben. Drei Konzerngruppen beherrschen jetzt mehr als 70 Prozent der Tages- und weit über 80 Prozent der Sonntagsauflagen. Murdoch allein kontrolliert ein rundes Drittel dieses nationalen Zeitungsmarktes.

79 Millionen Dollar Jahresgewinn

Mittlerweile hatte Murdoch längst auch in den USA festen Fuß gefaßt. Der Einstieg ins dortige Pressebusiness begann 1972 mit dem Kauf des Skandalblattes „The National Star". Ihm folgte Ende 1976 für runde 30 Millionen Dollar die angeschlagene älteste Abendzeitung der Ostküsten-Metropole, die „New York Post". Eine stattliche Reihe weiterer Tageszeitungen, Wochenblätter, Magazine und elektronischer Medien ist seither hinzugekommen – in der Regel nach dem gleichen Schema. Wie schon in seiner Heimat praktiziert, kaufte Murdoch vor allem solche Objekte, die dem Bankrott zustrebten und darum für ein Butterbrot erhältlich waren. Mittels seines sattsam erprobten Blut- und Busenjournalismus jagte er sodann die Auflage nach oben. „Onkel quält Babys mit heißer Gabel" und „Körper ohne Hände gefunden", so lauten typische Überschriften.

Von seinem New-Yorker Wohnsitz aus, South Street Nr. 210, hält Mur-

doch per nächtlicher Ferngespräche seine Chefredakteure auf Trab. Häufig greift er persönlich in das Redaktionsgeschehen ein. Leute aus seiner Umgebung charakterisieren ihn als skrupellos und brutal gegenüber Abhängigen und Untergebenen und zudem als regelrechte Spielernatur. Bei sparsamen öffentlichen Auftritten hingegen gibt er sich auffallend scheu und zurückhaltend. Doch ausschlaggebender als persönliche Eigenarten ist etwas anderes. In der Welt des Kapitals verkörpert Murdoch mit seinem drei Kontinente umspannenden Macht- und Meinungsimperium eine hochkarätige wirtschaftliche, politische und vor allem meinungsformende Potenz. Mittlerweile gebietet er in Australien, Neuseeland, den USA und Großbritannien über rund 90 Zeitungen, 15 Magazine, Dutzende von Rundfunk- und Fernsehstationen und Aktienanteile an einer Vielzahl weiterer Unternehmungen der Kommunikationsindustrie. Der Gesamtumsatz seines Imperiums betrug anno 1983 etwa 1,3 Milliarden Dollar, der ausgeschüttete Gewinn belief sich auf 79 Millionen Dollar, und der Wert der an der Börse gehandelten Aktien hat sich im gleichen Jahre fast vervierfacht. Schon diese Ziffern weisen aus, daß es sich um einen Medien-Giganten der Spitzengruppe handelt.

Typisch für ihn sind zugleich zwei Merkmale, die für zahlreiche heutige Monopolunternehmen zutreffen: Zum einen der internationale Charakter zentral geleiteter Operationen, und zum anderen die Ausdehnung der Aktivitäten über den ursprünglichen Tätigkeitsbereich hinaus. Im Interesse größtmöglichen Profits und breit gestreuten Risikos hat sich Murdoch nicht nur Massenmedien, sondern Wirtschaftsunternehmen verschiedenster Branchen zugelegt. Zu ihnen gehören Hotels und Reisebüros, Papierfabriken und Reedereien, eine Fluggesellschaft, Beteiligungen an Erdöl- und Erdgasvorkommen, Aktienpakete in verarbeitender, Maschinenbau-Industrie und Finanzinstitutionen und schließlich Schafherden in seinem Heimatland.

„Diese Regierung werde ich beseitigen"

Die politischen Überzeugungen des Medien-Imperators wandelten sich mit den expandierenden Geschäftsinteressen. 1972 unterstützte er noch mit seinen publizistischen Ressourcen die australische Labour-Partei, die damals auch die Wahlen gewann. Wenig später erklärte er: „Nun aber bin ich mit dieser Regierung nicht glücklich. Deshalb werde ich sie beseitigen." Er unternahm alles, die Sozialdemokraten wieder aus dem Sattel zu heben – mit Erfolg.

In den USA knüpfte Murdoch enge Beziehungen zu hochrangigen Politikern – zumeist getreu dem uralten Motto, daß eine Hand die andere wäscht. Als dann im Januar 1981 Ronald Reagan ins Weiße Haus einzog, schlug sich der wendige Australier sofort auf dessen Seite. Er machte sich voll und ganz die Philosophie zu eigen, daß die Sowjetunion das „Zentrum des Bösen" in der Welt sei und sorgte dafür, daß seine Medienmacht auf Kreuzzugskurs einschwenkte. Seinen Statthaltern in den Redaktionen befahl er laut „Newsweek", „daß sein ausgeprägt konservativer Kurs in den Nachrichten- und Meinungsspalten faktisch aller seiner Publikationen klar zum Ausdruck kommt". So geschieht es denn auch. Emotionsgeladene Schlagzeilen und Texte suggerieren, daß „Moskau" weltweit auf dem Vormarsch sei, die „Freiheit" des Westens bedrohe, daß diesen „terroristischen Umtrieben" mit „eiserner Faust" und vor allem mit vermehrter nuklearer Rüstung begegnet werden müsse.

Der einstmals scheinbar unpolitische „Pornohändler" mauserte sich mithin zu einem Propagandisten des Militär-Industrie-Komplexes. Mit Reagan als USA-Präsident sieht er nach dem Urteil eines New Yorker Freundes „eine perfekte westliche Welt". Hochrüstung, Konfrontation und permanentes Säbelrasseln betrachtet er als einzig zweckdienliche Politik. Seinem einstigen Chefredakteur Evans vorwerfend, daß die „Times" außenpolitisch zu „lahm" sei, sagte er – übrigens im Widerspruch zu den vorherrschenden Bedrohungslügen – wörtlich: „Wir sollten Schluß machen mit Entspannung und Koexistenz. Die Sowjetunion ist ein verfaulter Apfel. Wenn wir Handel und diplomatische Beziehungen mit ihr abbrechen, dann bricht sie zusammen." Evans antwortete mit einem ungezeichneten Leitartikel, in dem er erklärte: Solcherart „apokalyptische Ideen" würden, wenn man ihnen folge, „eine gefährliche Unberechenbarkeit in die Ost-West-Beziehungen einführen, eine Rückkehr zum kalten Krieg bedeuten und uns einem nuklearen Inferno näherbringen". Letztlich war es diese Replik, die den seinerzeitigen „Chefredakteur des Jahres" seinen Posten kostete. Dem Vernehmen nach entließ ihn Murdoch mit Worten, die seine Auffassung von Pressefreiheit programmatisch zum Ausdruck bringen: „Sie denken, es sei Ihr Blatt. Aber Sie irren sich. Es ist meins."

Zeichnung: Peter Muceniek

Der Jüngling und das Dollarding

Frühling in Budapest. Er zieht den steinernen Denkmälern ihre Plastehüllen aus und lockt Verliebte wieder ins Városliget, das malerische Stadtwäldchen... Davor der Heldenplatz mit seinem Milleniumsdenkmal, kein Touristenbus, der hier nicht hält. Die Hostessen erklären in mehreren Sprachen: Links das „Museum der Schönen Künste". Es ist im neuklassizistischen Stil erbaut und trägt über dem breiten Treppenaufgang auf zwölf korinthischen Säulen ein Giebelfeld, dessen Relief den olympischen Zeustempel zeigt.
(Herr Moskoklaides in Athen kennt sicher das Original.)
Das Museum, es wurde im letzten Jahr restauriert, besitzt mehr als zweitausend Gemälde und damit eine der namhaftesten Sammlungen Europas. Von besonderer Bedeutung sind die Säle der italienischen Renaissance, auf sie wurde im vergangenen Winter ein verbrecherischer Anschlag verübt... Bewegung im Bus. Die englischen Damen rückten dichter ans Panoramafenster, Auslöser klicken, der junge Italiener ist mit seinem Bambino beschäftigt, zu sehen gibt es nichts Ungewöhnliches. Der Polizist vor dem Portal blinzelt gegen die Sonne.

● **FREIE WELT zeigt erstmals jene sieben Gemälde, die in Budapest Opfer eines Verbrechens wurden.**

● **In kapitalistischen Staaten blüht der Handel mit gestohlener Kunst, sollte das schmutzige Geschäft auf die sozialistischen Länder ausgedehnt werden?**

● **Die Täter kamen aus der Unterwelt, doch wer sind ihre Hintermänner, die den Anschlag auf das „Museum der Schönen Künste" planten?**

● **Eine Expertenkommission berät jetzt über die notwendigen Restaurierungsarbeiten, und ganz Ungarn nimmt Anteil am Schicksal seiner unersetzlichen nationalen Kulturgüter.**

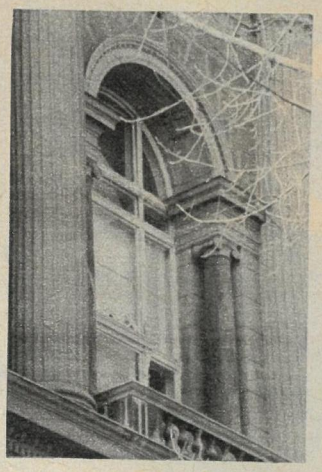
● **Wird Raffaels weltberühmte „Esterházy-Madonna" wieder genesen?**

FW-Reporter Ursula Weil (Text) und Peter Meißner (Fotos) waren am Ort des Geschehens...

Raffaels „Bildnis eines jungen Mannes" (links) wurden von ihnen vergraben: Kovácz, Raffai, Jónás (auf dem Steckbrief links oben, daneben und links unten). Durch dieses Fenster (oben) stiegen drei der Bande ein, Morini, Sciánti, Iori (rechts, unten Mitte und rechts).

Der Jüngling und das Dollarding

1



Die weltberühmte „Esterházy-Madonna“ von Raffael, ein Meisterwerk der italienischen Hochrenaissance (Bild rechts)

1 „Die Rast der Heiligen Familie“ von Tiepolo

2 „Selbstbildnis“ von Giorgone

3 „Brustbild einer Dame“ von Tintoretto gemalt

4 „Brustbild eines Mannes“ ebenfalls von Tintoretto

5 „Die Jungfrau mit den sechs Heiligen“ von Tiepolo

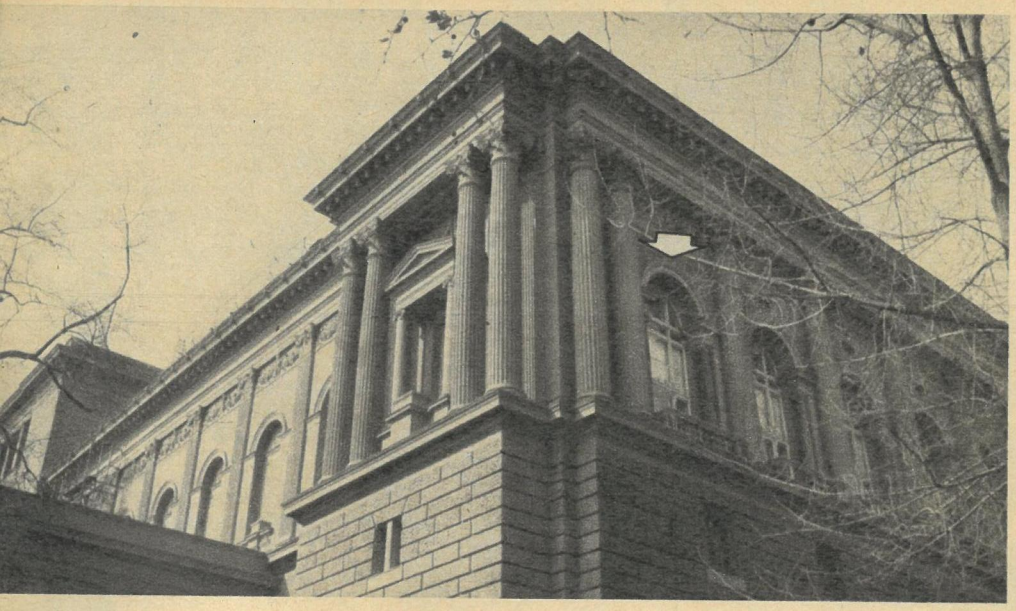
2

3

4

5

Der Jüngling und das Dollarding



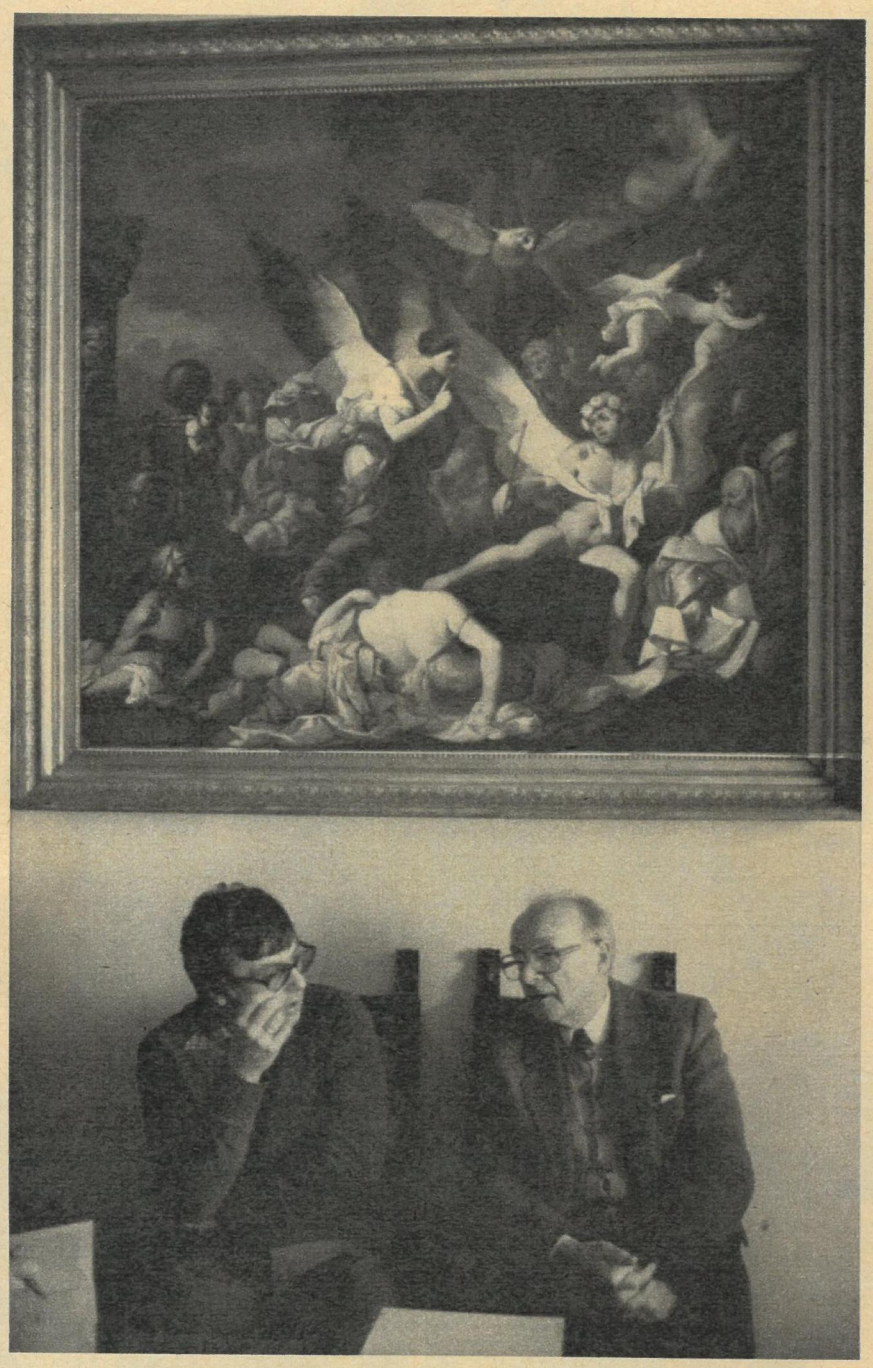
Das „Museum der Schönen Künste" in Budapest (Foto links) und unsere Gesprächspartner: Dr. Szentléleky, stellvertretender Generaldirektor (unten), Vilmos Tátrai, Museologe und Kunsthistoriker (im Bild links)

Wäre er nicht im Dienst, könnte er einiges erzählen, denn er gehörte zum Begleitpersonal der Sondermaschine, mit der am 25. Januar 1984 die geraubten Gemälde aus Griechenland nach Ungarn heimgeholt wurden... Der „größte Kunstdiebstahl des Jahrhunderts", wie die Zeitungen schrieben, ist noch nicht restlos aufgeklärt, und die Säle im ersten Stockwerk des Museums bleiben versiegelt.

★

Egon Erwin Kischs fiktiver Report über einen Einbruch in der Amsterdamer Diamantenbörse ist heute in den kapitalistischen Ländern von der Realität übertroffen. Immer öfter ticken die Fernschreiber der Agenturen Meldungen von Einbrüchen in Museen und Galerien, Kirchen und Klöster. Jährlich verschwinden so Tausende Meisterwerke, tauchen nie wieder auf. Der Schwarzmarkthandel mit gestohlener Kunst ist in der westlichen Welt ein Milliardengeschäft, rangiert gleich hinter dem Drogenschmuggel und bietet der Unterwelt ein lukratives Betätigungsfeld.

Als 1982 ein Raubmord nahe der norditalienischen Stadt Modena bekannt wird, bei dem Gemälde und Kunstgegenstände im Wert von Millionen Lire gestohlen wurden und ein Wächter erschossen, ahnt niemand, daß Bandenchef Ivano Scianti (39) eine Generalprobe für seinen ersten Einsatz in einem sozialistischen Land veranstaltet hat. Mit falschen Papieren, als Touristen getarnt, reisen er und seine Komplicen Mitte Oktober 1983 per Auto und mit der Bahn in Ungarn ein: Graciano Iori (32), Giacomo Morini (52), Carmine Palmese (29) und Giordano Incenti (32). In Budapest brauchen sie ortskundige Helfer, deren Wohnung sie benutzen wollen, die einen Wagen beschaffen und den Tatort beobachten sollen. Scianti und Iori haben inzwischen den Plan gefaßt, über das Baugerüst an der Seitenfront des Museums und im Lichtschatten der Lampen auf dem Heldenplatz an das unvergitterte Fenster im ersten Stock zu gelangen. Drei Ungarn



finden sich bereit, für viel Geld an dem Verbrechen mitzuwirken. Katalin Jónás (16), einssechzig groß, hübsch und Stammgast in der Disko an der Fischerbastei, wird dort als erste angeworben. Sie spricht etwas italienisch und vermittelt der Bande zwei ihrer Kumpane, den Händler Joszef Raffai (21) sowie den vorbestraften Gusztaf Kovács (27). Jedem werden 10 000 Dollar versprochen. Tatzeit: 5. November, 22 Uhr.

(Herr Moskoklaides, griechischer Großindustrieller, produziert nicht nur Speiseöl, er kennt sich auch in Kunst aus und besitzt in Athen eine Galerie. Am Abend des 5. November wirkt er etwas nervös, so wenigstens scheint es seinem Angestellten und Vertrauten Christos Kapsulas.)

Das Wetter ist diesig, die schnurgerade, schöne „Straße der Volksrepublik" mit ihren reizvollen Neorenaissance- und Barockfassaden – tags Tummelplatz der Touristen – jetzt fast menschenleer. Der italienische „Fiat" und der ungarische „Lada" haben freie Fahrt zum Heldenplatz. Fünf Männer steigen aus. Zwei sichern, drei erklettern das Gerüst. Schneiden lautlos das Fensterglas aus, verschwinden im Gebäude. Kurze Zeit später kehren sie auf gleichem Weg zurück, werfen einen Sack in den Kofferraum, rasen davon. Die Opfer des Anschlags sind sieben der wertvollsten Bilder aus der „Galerie Alter Meister":

Raffaels „Maria mit dem Christuskind und dem jungen Johannis", weltberühmt als „Esterházy-Madonna", in Öl und Tempera auf Pappelholz gemalt, 28,5 mal 21 cm, und sein „Bildnis eines jungen Mannes", Öl auf Holz, 54 mal 39 cm.

Zwei Tintorettos, das „Brustbild einer Dame", Öl auf Leinwand, 38 mal 33,3 cm, und das „Brustbild eines Mannes", Leinwand auf Holz, 44 mal 39,3 cm.

„Rast der Heiligen Familie auf der Flucht nach Ägypten", Öl auf Leinwand, 47,7 mal 65 cm, „Die Jungfrau mit den sechs Heiligen", Öl auf Leinwand, 72,8 mal 56 cm, beide von Tiepolo und das „Selbstbildnis", Papier auf Holz, 31,5 mal 28,5 cm von Giorgone.

Der Wächter entdeckt den Raub um Mitternacht bei einem Routinerundgang. Die Kriminalpolizei findet eine rot-weiß-grüne Schnur und einen Schraubenzieher, dessen Teile sind „made in USA", produziert ist er in Italien. Die internationale Fahndung läuft an.

Die Gangster haben inzwischen die vorbereitete Wohnung erreicht, wo sie die Gemälde aus ihren schützenden Blendrahmen trennen. Sechs verstauen sie in Koffern, das siebente, „Bildnis eines jungen Mannes", behalten sich die Budapester Komplicen als „Pfand". Morini, Palmese, Incenti verlassen Ungarn mit ihrer Beute per Auto in Richtung Jugoslawien, Iori und Scianti passieren die Grenze nach Österreich im Zug. Scianti, der Chef der Bande, hatte schon vor acht Jahren den Auftrag zum Raub dieser Bilder, nebst einem fertigen Plan. Er führte ihn jedoch nicht aus, weil sie – in der Öffentlichkeit zu bekannt – auf dem Kunstmarkt selbst für ihren nominellen Preis von sieben Millionen Dollar nicht zu verkaufen gewesen wären.

(Efthimios Moskoklaides in Athen ist Milliardär, ihm geht es nicht um Geld... worum geht es ihm?)

Die Spuren führen nach Italien und Griechenland. Ganz Ungarn bangt um seine Kunstschätze. Allein das Museum erhält einhunderttausend Telefonanrufe, mehr als eine halbe Million Briefe gehen auf den Polizeirevieren der Hauptstadt ein. Am 10. November werden die Blendrahmen in einem Abwasserkanal gefunden. Am 6. Dezember spürt man die Jónás auf, wenig später Raffai und Kovács und – zum Glück trotz des banausischen Umgangs relativ gering beschädigt, Raffaels „Bildnis eines jungen Mannes". Es war in einen Pullover gewickelt in einer Nylontüte fünfzehn Zentimeter tief in einem Garten vergraben. Januar 1984 gehen Morini, Incenti und Palmese der italienischen Po-

Die gestohlenen Gemälde sind wieder in Ungarn, Restauratoren des Museums unterziehen sie einer ersten Untersuchung

lizei ins Netz, im Februar zieht sich die Schlinge um Ivano Scianti zusammen. In einem Haus bei Reggio Emilia ziehen ihn Fahndungsbeamte aus seinem Versteck, einem Schrank. Als letzter wird Graciano Iori verhaftet.

(Die Durchsuchung der Olivenölfabrik des Moskoklaides durch die griechische Polizei bleibt dagegen ohne Ergebnis, auch streitet dieser ab, von Morini die Bilder erhalten zu haben. Christos Kapsulas leugnet ebenfalls.)

Wem also wurde das „Dollarding" zu heiß, wer also von beiden teilt der Polizei am 20. Januar telefonisch mit, er habe die „Sore" im Garten des Klosters Ägion versteckt? Man findet eine grüne Diplomatenaktentasche, in ihr sind die sechs Gemälde.

(Initiator, Hehler, Strohmann? Gegen Moskoklaides und Kapsulas werden Strafverfahren eröffnet. Reichen die Fäden dieser Verschwörung gegen Kulturgüter der Menschheit, die hier in Ungarn ihre Heimstatt hatten, bis nach Übersee?)

★

Doktor Tihamer Szentléleky, stellvertretender Generaldirektor des „Museums der Schönen Künste", ein freundlicher, älterer Herr, ist in den letzten Monaten selten ungestört in seinem Arbeitszimmer. Er hat als erster die Gemälde wiedergesehen und das Ausmaß ihrer Beschädigungen feststellen müssen. Doktor Szentléleky verbirgt weder Empörung noch Trauer. Liebevoll, als wären es die Originale, breitet er die Kopien der Bilder in ihrem ursprünglichen Zustand vor uns auf den Tisch. Die „Esterházy-Madonna"! Das wertvollste Stück, für Ungarn eine Art Symbolbild, und nicht nur, weil sie wie die „Sixtinische Madonna" in der Dresdner Zwingergalerie zu den Kunstwerken von Weltrang zählt. Wie, Doktor Szentléleky, kam „Maria mit dem Christuskind und dem jungen Johannis" zu ihrem Namen „Esterházy-Madonna"? Bemühen wir die Geschichte des „Museums der Schönen Künste" und die seiner Sammlungen mit einer mehr als zweihundertjährigenVergangenheit. Die Habsburger Kaiser, seit dem 16. Jahrhundert Könige von Ungarn, bereicherten ihre Höfe in Wien und Prag auch mit zahlreichen Kunstwerken, die madjarische Magnaten zusammengetragen hatten. In Ungarn selbst entstand eine öffentliche Gemäldegalerie erst 1802 nach Gründung des Nationalmuseums, dem der Erzbischof von Eger, Pyrker, seine private Sammlung italienischer Malerei schenkte. Weniger großzügig gab sich der Präsident der ungarischen Hofkammer. Zu eigenem Genuß ließ er Gemälde aus kaiserlichen Galerien in seine Budaer Wohnung hängen, unter anderem das „Selbstbildnis" von Giorgone und Tintorettos „Brustbild eines Mannes". Im Revolutionsjahr 1848 nahm sie das Volk in Besitz. Lajos Kossuth, Führer in der bürgerlichen Revolution und im Kampf um staatliche Unabhängigkeit, nach Entthronung der Habsburger Regent des Landes, erklärte die kostbare Bildersammlung zum Eigentum des Nationalmuseums. Internationale Berühmtheit errang die Galerie indessen erst 1871 durch den Kauf – Preis eine Million einhunderttausend Gulden – der „Sammlung Esterházy" mit der Raffaelschen Madonna.

Die Esterházys waren nicht nur die mächtigsten Adligen und größten Latifundienbesitzer in Ungarn der Vorkriegszeit, sie gehörten auch zu den reichsten Kunstsammlern Europas, nach dem Wahlspruch ihres Fürsten Nikolaus, „dem Prunkliebenden": „Was der Kaiser kann, kann auch ich!" Sein Schloß ist heute ein landwirtschaftliches Forschungsinstitut, aus der ehemaligen Ortschaft Esterháza wurde Fertöd, aber in der Kunstliteratur behielt das Bild seinen Namen: „Madonna Esterházy". Vilmos Tátrai, Kunsthistoriker, hat ein Buch über die Gemälde des „Cinquecento", der italienischen Hochrenaissance, verfaßt, die seit 1906 hier im „Museum der Schönen Künste" ihr Domizil fanden. Raffaels 1508 in Florenz begonnene Tafel der „Madonna" habe einen besonderen Reiz – sie blieb unvollendet! Die beiden Kinderfiguren gelangen dem Meister nur bis zur Untermalung, weil Papst Julius II. ihn an seinen Hof in Rom berief, wo er ihm das Appartement mit Fresken schmücken sollte. Dennoch, sagt Vilmos Tátrai, ist das kleine Bild voll zauberhafter Harmonie und Anmut, berührend die Zärtlichkeit mütterlicher Gefühle. Ein großes Kunstwerk, das Schönheit, Kraft und Würde ausdrückt und für Ungarn auf beschriebene Weise so etwas wie ein Symbolbild wurde. Nicht weniger stolz sei man auf das lyrische Jünglingsporträt, welches aus der Frühzeit Raffaels stamme.

Gegenwärtig untersuchen Experten die Substanz der arg beschädigten Gemälde, erst dann können Restauratoren mit behutsamen Händen beginnen, deren historische Authentizität und Schönheit bis ins winzigste Detail wiederherzustellen. Hoffen wir, daß die Bilder bald wieder an ihren Platz in der Galerie zurückkehren, damit sich Menschen aus aller Welt an ihnen erfreuen können.

★

Frühling in Budapest, Frühling in Dresden, Raffaelsche Madonnen. Die „Sixtina" wurde 1945 von der sowjetischen Armee vor der Zerstörung bewahrt, die „Esterházy-Madonna" war 1983 Ziel eines Kapitalverbrechens. Beide Gemälde, einzigartige Schätze der Weltkultur und humanistisches Gedankengut, die es zu behüten gilt.

Wir danken dem stellvertretenden Generaldirektor des „Museum der Schönen Künste", Herrn Dr. Szentléleky, sowie der Zeitschrift „Orszag Világ" für ihre freundliche Unterstützung.

Gemäldereproduktionen u. 1 Zusatzfoto: INTERFOTO/MTI

Im nächsten Heft:

Impressionen vom Festival

Nachlese vom großen Treffen der Freien Deutschen Jugend in Berlin

Wie schwer ist es in der Schwerelosigkeit?

Drei Kosmonauten arbeiten mehrere Monate im All. Vorbereitet auf die Aufgabe durch ein Trainingsprogramm, das Kosmonautenchef Wladimir Schatalow (Bild) nach eigenen Erfahrungen dreier Weltraumflüge mit ausgearbeitet hat.

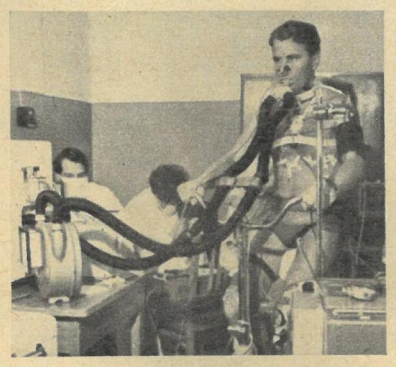


Foto: A. Moklezow, APN

Das reine Puzzlespiel

ist die Montage unzähliger Metallteile, Steine und Perlen zum Kollier. – Nur eine Herstellungsart von vielen für den berühmten Schmuck aus Jablonec, einer der größten Schmuckproduzenten.

Foto: Lothar Willmann

Kalkuliertes Risiko

Freizeit-Kaskadeure des Moskwitsch-Werkes zeigen ein atemberaubendes Spektakel auf zwei und vier Rädern.

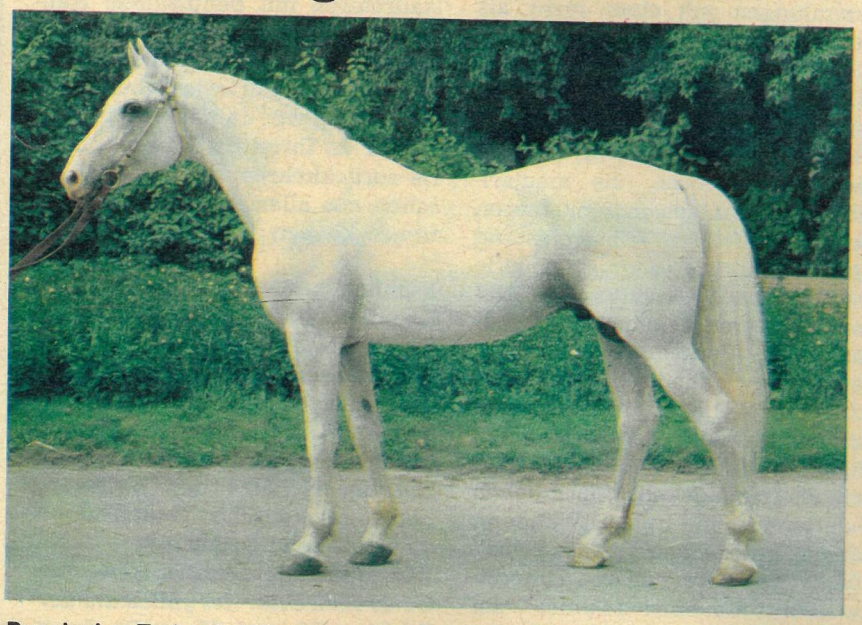
Foto: Volkmar Billeb

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Der Pferdegraf von Chrenowoi

Die sechzig großen und kleinen Pferderennbahnen in allen Teilen der Sowjetunion kennen ein ebenso begeistertes Publikum wie ähnliche Stätten anderswo in der Welt. Wenn die Russischen Traber – mit dem Fahrer im Sulky oder im Longshaft hinter sich und scheinbar kaum noch den Boden berührend – über die Rennbahn fliegen, erreicht die Spannung ihren Höhepunkt: Wird der Favorit siegen oder gar wegen unerlaubten Galoppierens disqualifiziert? Traber müssen Disziplin zeigen und sich auch bei „Höchstgeschwindigkeit" den kräftesparenden Galopp versagen. Die seit langer Zeit gezüchtete Rasse ist für den Trab besonders „begabt", doch muß jedes junge Tier den schnellen Trab erst erlernen. Durch eine strenge Schule traben auch die berühmten russischen Orlow-Pferde. Graf Orlow-Tschesmenski begründete ihre Zucht am Ende des 18. Jahrhunderts. Im Gestüt Chrenowoi bei Woronesh vereinigte der Pferdegraf Schönheit, Temperament, Leichtfüßigkeit und Ausdauer feuriger Arabischer Pferde mit Kraft, Knochenstärke und anderen Vorzügen dänischer und holländischer Wagenpferde. Orlow-Hengst Petuschok, dessen Erwähnung die Augen von Kennern noch heute glänzen läßt, war im ersten Drittel unseres Jahrhunderts der schnellste Traber Europas und Star großer internationaler Rennen. Der Russische Traber, wie er heute über die sowjetischen Rennbahnen jagt, ging aus der Kreuzung von Orlow-Pferden mit Amerikanischen Trabern hervor.

Hannes Schreiber



Russischer Traber im Moment des „Fluges", ohne Bodenberührung (oben). Hengst Turnir, ein Orlow-Traber wie aus dem Bilderbuch (unten)

UNSERE FRAGE:

Wie heißt die Pferdesportart, die jährlich Tausende von Besuchern auf die Rennbahn Berlin-Hoppegarten lockt?

Antworten Sie bitte auf einer Postkarte mit dem Serien-Kennwort „Pferde in der UdSSR 1" an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß: 20. 6. 1984. Auflösung und Gewinner in Heft 14/84, Leserforum. Gewinnen können Sie 150 M, 100 M und 50 M. Viel Erfolg!

FREIE WELT **Pferde in der UdSSR 1**

Fotos: Plachowa, Nikiforow